

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 186 Winter 2017

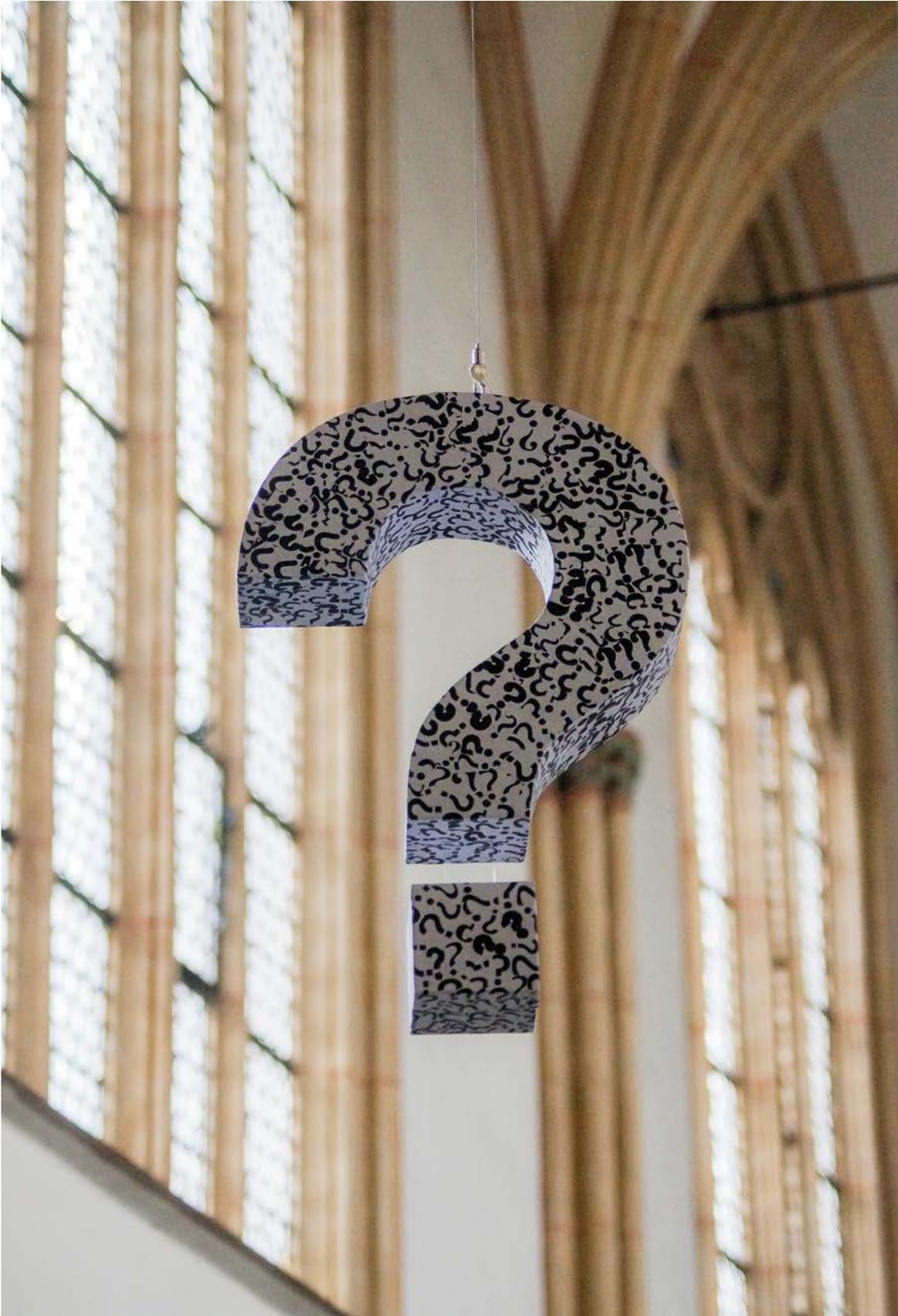
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



WHAT ABOUT PARADISE?





Jochen Höller, O. T. (Installation in der Grazer Leechkirche), 2017. Foto: Kölbl

Während vor der Universitätskirche eine Installation aus bunten Lampen blinkend *Paradise* verkündet, pendelt im Sakralraum der ältesten Grazer Kirche vor dem barocken Hochaltar ein Fragezeichen und schafft anlässlich der Ausstellung *Spiro. Spero. Hoffnung als Provokation* ein assoziationsreiches Bild im Blick auf das Diözesanjubiläum.

Editorial

„Das einzige Paradies ist das verlorene Paradies.“

Marcel Proust



WHAT ABOUT PARADISE?

What About Paradise? (2)

Ein Kommentar
von Walter Vogel

PARADISE L. (3)

Von Christine Rajic und Stephanie Graf

Paradiesverlust? (7)

Martin Dürnberger spricht
mit Hartmut Rosa

„Amakuru?“ – „Ni meza“ (10)

Von Jennifer Brunner

Nicht gesehen, aber zumindest davon gehört! (12)

Von Johannes Mindler-Steiner

„Paradise“ – Entschwerung ist (auch) notwendig! (15)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem
Künstlerinnenduo RESANITA

Wenn das Paradies in weiter Ferne zu liegen scheint (18)

Von Anna Katharina Kleinoscheg

Von der paradiesischen Freiheit des Erwachsenwerdens (20)

Von Markus Holzmannhofer

Jesus, der Mensch (22)

Christine Rajic im Gespräch mit
Hans H. Hiebel

Ein Wort. (25)

Von Diemut Stangl

Was lebt sich leichter? (26)

Von Barbara Krottl

Bubble Paradise (27)

Von Harald Koberg

KHG – AKTUELL (28)

Es ist fünfhundert Jahre her, dass der englische Staatsmann und Gelehrte *Thomas Morus*, der in der Katholischen Kirche als Märtyrer und Heiliger verehrt wird, seinen epochemachenden Roman publiziert hat, in dem er dem jahrtausendealten Menschheitstraum der Errichtung eines irdischen Paradieses den Namen „Utopia“ gegeben hat: eine Insel, in der als Gegenentwurf zu den realen gesellschaftspolitischen

Verhältnissen in England zur Zeit König Heinrichs VIII. die Menschen in einer klosterähnlich strukturierten Gesellschaft ohne Privateigentum in einem idealen Staatssystem leben. In seinem letzten zu Lebzeiten publizierten Werk hat der in diesem Jahr verstorbene Soziologe *Zygmunt Bauman* mit Blick auf unsere Zeit den schon vor Drucklegung viel zitierten Begriff *Retrotopia* kreiert: Die Hoffnung auf ein besseres Leben in der Zukunft scheint uns abhandengekommen zu sein; die Menschen wenden sich stattdessen in einer Zeit sich epidemisch ausbreitender Nostalgie lieber einer angeblich guten alten Zeit zu, die ebenso wenig real ist wie eine künftige Utopie.

Die künstlerischen Interventionen, die seit Semesterbeginn das Innere der Universitätskirche wie auch den Außenraum um die Kirche bestimmen und in Bildstrecken den Texten dieser *Denken+Glauben*-Ausgabe zur Seite treten, scheinen diese Themenstellung auf den ersten Blick antipodisch aufzugreifen, weisen aber bei näherem Hinsehen in dieselbe Richtung: Während im Inneren des Sakralraumes ein Fragezeichen quietschend eine anscheinend mühsame Pendelbewegung vollzieht, schreiben am Kirchhügel bunte Lämpchen blinkend und um Aufmerksamkeit heischend „Paradise“. Drinnen wie draußen geht es also um das Hinterfragen vordergründiger Sicherheiten und oberflächlicher Sinnkonzepte; denn wer schon einmal das Wort „Paradies“ geogogelt hat, weiß, dass die Häufigkeit von Urlaubs- und Steuerparadiesen ungleich höher ist als jene vergangener und künftiger Paradiese – zumal solche in einem religiösen Sinn. „*What About Paradise?*“ haben wir schon über unsere Semester-Opening-Tage an unserem partizipativ gestalteten Ort „Paradise L.“ geschrieben und wir stellen diese Frage nun noch einmal mit den hier versammelten Texten und Bildern.

Hartmut Rosa fokussiert in der vorliegenden Ausgabe in einem Interview seine viel beachtete Studie *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung* im Blick auf unser Thema. Die Menschen der globalisierten Spätmoderne scheinen sich ihm zufolge in einer Welt wachsender erreichbarer Möglichkeiten und Sinnentwürfe bei zugleich ständig zunehmender Beschleunigung aller Abläufe immer weniger gut zurechtzufinden. Deswegen konzentrieren wir uns in der Hochschulgemeinde wie schon in den vergangenen Jahren im Advent auf liturgische und spirituelle Angebote, um ein wenig zur Entschleunigung dieser zunehmend hektischer werdenden Zeit beizutragen und laden herzlich dazu ein.

Mit den besten Wünschen für eine gesegnete Adventzeit!

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

What About Paradise?

Kommentar
Von Walter Vogel

Eine Freundin besucht ihre Eltern und nachdem sie am nächsten Tag eine längere Urlaubsreise antritt, bringt sie ihnen die verderblichen Lebensmittel aus ihrer Wohnung mit. Sie sieht ihren Vater und sagt zu ihm:

„Ich habe ein paar Radieschen in euren Kühlschrank gegeben.“ Darauf der Vater:

„Was bitte ist ein Paradieschen?“

Haben Sie schon einmal überlegt, ob das Paradies eine Verkleinerungsform kennt? Ein Stück Paradies? Ein kleines Paradies? Ein bisschen Paradies? Ein Paradieschen? Gibt es so etwas? Kann es so etwas überhaupt geben? Oder ist Paradies nicht vielmehr der Ort der Vollkommenheit und des uneingeschränkten Wohlfühls? Von dem die Religionen erzählen und den sie uns in Aussicht stellen, wenn unser irdischer Lebensweg zu Ende geht?

Viele Menschen verwenden *Paradies* heute jedoch völlig anders. Nicht als *objektiven* Ort im Jenseits oder im Diesseits, sondern vielmehr als einen temporären Zustand, den wir alle manchmal erleben und mitunter auch schnell wieder verlieren. *Paradiesisch* wäre das entsprechende Adjektiv dazu. Dieses Wort hören und lesen wir in Werbungen ebenso häufig wie bei Beschreibungen von schönen Örtlichkeiten oder wohligen Zuständen.

Ist Paradies objektiv oder subjektiv? Beschreibt paradiesisch ein sehr seltenes und außergewöhnliches Ereignis im Leben eines Menschen oder ist es nur ein Pseudonym für *schön*? Wem steht es zu, diese Frage zu beantworten? Wer hat die Deutungshoheit über diesen Terminus? Die Religion? Die Werbung? Oder jede und jeder Einzelne von uns?

Ich erinnere mich an die Geburt meiner älteren Tochter. Ich war so überwältigt von dem Wunder Leben – und bin es heute immer noch –, dass ich keine Worte für meine Gefühle gefunden habe. In den Sozialen Medien habe ich in dieser Zeit jedoch immer wieder für alltägliche Erlebnisse Zustandsbeschreibungen in Superlativen gelesen: „Megageil!“ „I love, love, love it!“ „Paradies!“ Und das für eine Kolumne in einer

Zeitung. Für einen Witz im Radio. Oder für ein schönes Tor im Fußball.

Für mich ist Paradies der Zustand äußersten Glücks. Und es hat für mich einen göttlichen Ursprung. In meinem Leben verwende ich diesen Begriff deshalb auch nicht inflationär. Trotzdem ist Paradies etwas, das ich suche und stückweise auch immer wieder finde. Sozusagen als viele kleine *Paradieschen*, die Teile des einen wahren, erhabenen und unendlich großen Paradieses sind: Wenn ich merke, dass ich eine Familie und FreundInnen habe, denen ich nicht egal bin. Wenn ich in Kinderaugen sehe, die sehnsüchtig auf ihren Papa warten. Wenn ich gesund genug bin, um die morgendliche Laufrunde zu absolvieren. Aber auch wenn ich in den Supermarkt gehe, dort an zehntausenden Produkten vorbeigehe und weiß, dass ich nicht hungern muss und ein Dach über dem Kopf habe.

What about Paradise? Manchmal fliegt es uns zu. Manchmal ist es da und wir müssen nur unsere Augen und unsere Herzen aufmachen, um es zu sehen. Aber manchmal scheinen wir es auch verloren zu haben.

Ich liebe das Bild, auf dem Winnie Puuh und das kleine Ferkel spazieren gehen und das Ferkelchen fragt: „Welchen Tag haben wir denn?“

Winnie Puuh: „Es ist heute!“

Ferkel: „Das ist mein Lieblingstag!“

Das Paradies ist da und es ist nicht da. Es erscheint in kleinen Häppchen und als große Sintflut. Man kann es erleben, aber trotzdem nicht fassen. Und man kann es suchen, hat aber keine Garantie, es jemals zu finden.

Aber: Die Welt bewusst erleben. Dankbar sein für das, was uns geschenkt wird. Erwartungen minimieren und offen sein für alles, was wir jeden Tag empfangen. Das Jetzt und das Hier als das Beste und das Schönste sehen lernen. Und den heutigen Tag als den Lieblingstag sehen: Das sind Wege, die uns vielleicht die Augen öffnen können für ein Paradieschen oder vielleicht sogar für das Paradies, in dem wir leben.



Foto: Walter Vogel

Mag. DDR. Walter Vogel,
1995–2012 Assistent am Institut für Katechetik & Religionspädagogik der KFU Graz (derzeit karenziert). Okt. 2012–Sept. 2017 Vizerektor für Fort- & Weiterbildung an der Pädagogischen Hochschule Steiermark. Hochschulprofessor am Institut für Educational Governance und Qualitätsentwicklung der Pädagogischen Hochschule Steiermark.

PARADISE L.

Aufbrüche wagen – Lebensrealitäten vernetzen – Entwicklungen begleiten
Von Christine Rajič und Stephanie Graf



RESANITA, Paradise (Installation bei der Leechkirche), 2017.
© RESANITA Foto: Kölbl

Auf dem Schreibtisch liegt ein Cartoon Gerhard Mesters: Schräg über das Bild zieht sich von rechts oben nach links unten ein schwerer, roter Teppich; aus genau entgegengesetzter Richtung kommend – also von links oben in nur leichter Schrägung nach rechts unten führend –, sind die Fußspuren eines einzelnen Menschen sichtbar. Sie durchkreuzen den ausgelegten roten Teppich, der gleichsam das Zentrum bildet, an der kürzestmöglichen Stelle. Der Cartoon verrät auch, wer diese Spuren hinterlassen

hat: ein sich noch immer im Gehen befindlicher Papst Franziskus. Sofort fallen einem die Besonderheiten seiner Darstellung ins Auge: die weiße Soutane und das Scheitelkämpchen (Pileolus) werden ergänzt durch ein Brustkreuz (Pektorale) und einen Bischofsstab (also einen Krummstab). Die päpstlichen Insignien – Fischer-ring, Mitra, Kreuzstab – fehlen. Die Gesichtszüge wirken freundlich, es scheint, als spitzte er die Lippen. Pfeift er ein fröhliches Lied vor sich hin?



Fotos: Kölbl

Die Illustration kann als eine (zugespitzte) ins Bild gefasste Konfrontation zweier konträrer Kirchenbilder gelesen werden. Konzentrieren wir uns auf jenes, das mit der Gestalt des Papstes und seinen Fußspuren in Szene gesetzt wird: Es zeigt eine Kirche, die sich jenseits bereiteter Pfade (hier: jenseits des roten Teppichs) in Bewegung gesetzt hat und nach wie vor unterwegs ist – zielstrebig, bewusst, unprätentiös, freundlich. Eine Kirche, die neue Pfade einschlägt und damit zur Wegbereiterin wird. Ein nicht messbares Wegstück ist bereits zurückgelegt; offen ist, wohin der Weg noch führen wird. Vielleicht ist dieses Bild einer Kirche, wie sie auch sein könnte und sollte, im Moment die beste aller Möglichkeiten um vorzustellen, was es mit PARADISE L. auf sich hat; denn in gewisser Weise kann das mit 23. September 2017 offiziell gestartete und vorerst auf eine Laufzeit von zwei Jahren beschränkte Projekt als eine Realisierung dieser soeben in aller Kürze charakterisierten Imagination gelten.

In Kooperation zwischen der Caritas Steiermark (Bereich Beschäftigung & Sachspenden), dem Afro-Asiatischen Institut und der Katholischen Hochschulgemeinde Graz wird ein partizipatives Projekt umgesetzt – an einem Ort, der auf den ersten Blick nicht besonders kirchlich anmutet, auf den zweiten Blick allerdings gerade deshalb zum Ausdruck bringt, was es heißt, Kirche in der Welt von heute zu sein:

Ein früher verschlossenes Gartengrundstück am Eingang der vor Lebendigkeit nur so strotzenden Zinzendorfsgasse bildet als Kommunikations- und Begegnungsort den geografischen Mittelpunkt des Projekts. Mitten im Universitätsviertel wird ein Binnenraum geöffnet und für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Offen und ungeschützt präsentiert sich der Ort – eine Vertrauenszusage an alle PassantInnen, mit der Kirche das Wagnis eingeht, nicht nur sprichwörtlich, sondern ganz konkret etwas von sich herzugeben. Durch diese Öffnung – und der damit einhergehenden Entfernung des Gartenzaunes – wird deutlich, wie exponiert der Standort der sich im Hintergrund befindlichen Kirche Maria Himmelfahrt am Leech ist.

Mit dem Hinweis auf die Öffnung ist auch schon etwas Wesentliches über PARADISE L. ausgesagt: Es handelt sich um den Versuch, angesichts vielfältiger ambivalenter oder negativer menschlicher und gesellschaftlicher Grundbefindlichkeiten ein selbstbewusstes, optimistisches (doch nicht naives!) Zeichen zu setzen: ein Zeichen für Solidarität, Nachhaltigkeit und Partizipation; ein Zeichen einer gegenwartsfähigen Kirche mit Blick auf die Zukunftsfähigkeit unserer Welt. PARADISE L. ist der Versuch, den einzelnen Menschen in seiner Eigenverantwortung wahr- und ernst zu nehmen. Denken und Handeln sollen miteinander verbunden, Handlungsspielräume *reflexiv*



Foto: Kölbl

und tätig ausgelotet werden, wobei der erste Schritt sehr bewusst von der Kirche – also von Initiativen, die KHG, AAI und Caritas setzen, – ausgeht.

Damit soll experimentell erprobt werden, was Papst Franziskus in seinem ersten Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* formuliert: „*Es geht darum, Handlungen zu fördern, die eine neue Dynamik in der Gesellschaft erzeugen und Menschen sowie Gruppen einbeziehen, welche diese vorantreiben, auf dass sie bei wichtigen historischen Ereignissen Frucht bringt. Dies geschehe ohne Ängstlichkeit, sondern mit klaren Überzeugungen und mit Entschlossenheit* (EG 223).“

In diesem Sinne ist PARADISE L. auf die Spannung von Schöpfung, also geschenkter Natur und Umwelt, Neuschöpfung und menschlicher Verantwortung ausgerichtet. Umweltethische Fragen und solche nach einem gelungenen sozialen Miteinander werden auf vielfältige Weise thematisiert und bearbeitet. Begriffe der christlichen Tradition, die im Alltag (mit freilich völlig anderen Konnotationen) eine nicht unerhebliche Rolle spielen – z.B. *Paradies, Schöpfung, Person* – werden theologisch und philosophisch reflektiert bzw. reformuliert und in ihrem spezifischen Sinngehalt in die Gesellschaft eingespielt und zur Diskussion gestellt. Vor diesem Hintergrund soll im Rahmen des kooperativen Projekts PARADISE L. mitten im Grazer Univiertel Raum für

einen Diskurs um ausgewählte sozial- und umweltethische, aber auch theologische Aspekte geschaffen werden.

Den Bezugsrahmen für ein solches Engagement bilden die Dimensionen: Kirche vor Ort, das Paradies als individueller und kollektiver Sehnsuchtsort oder Utopie, Schöpfungsverantwortung, Nachhaltigkeit, Arbeitsmarkt/Ausbildung/Arbeitslosigkeit. PARADISE L. unternimmt Antwortversuche auf die Frage, welche Beziehungen zwischen diesen Dimensionen denkbar sind. Kirche soll als ganz konkrete Mitgestalterin an ganz konkreten Orten zu ganz konkreten Themenfeldern erlebbar werden. Dabei wird bewusst auf soziales, gesellschafts- und umweltpolitisches Bewusstsein und Engagement gesetzt, indem vor dem Hintergrund christlicher Werthaltungen eine Konfrontation studentischer und universitärer Lebensrealitäten mit den Themen Arbeit & Arbeitslosigkeit, Konsum- & Wegwerfgesellschaft, Verteilungsgerechtigkeit und Bewahrung der Natur stattfindet. Die Schaffung von Bewusstsein für den Mehrwert gesellschaftlichen Zusammenhalts gerade angesichts unterschiedlicher Lebensrealitäten, die Pflege eines nachhaltigen Umgangs mit Ressourcen bzw. einer nachhaltigen Lebensweise, die Entwicklung eines Verständnisses für gesellschaftspolitische Zusammenhänge und die Ermöglichung und Begleitung vielfältiger Beziehungen zählen zu den zentralen Zielsetzungen des

WAS BISHER GESCHAH

23. September

Eröffnung **PARADISE L.**

inkl. Feier des Fünfjahresjubiläums der Allmende Leech

9. – 11. Oktober

What about Paradise?

Uni-Opening-Tage

09. November

Klimagerechtigkeit: Klima & Migration

Ein Vortrag von Christian Salmhofer

DIE NÄCHSTEN TERMINE

5. Dezember, 15:00 – 18:00

PARADISE PAPERS

Eine Adventaktion. Ein Auftakt mit Glühwein und Bäckereien für unser Sharing-Projekt
Zinzendorfsgasse 3, Vorgarten

14. Dezember, 15:00

ADVENTOGETHER

Ein Adventnachmittag der besonderen Art ...
In Kooperation mit Books4Life
Quartier Leech, Leechgasse 22

Projekts. Kirche vor Ort fungiert hierbei als Drehscheibe für Kooperationen und Vernetzung sowie als Ideen- und Innovationsplattform. Jede/r wird aufgerufen, gesellschaftspolitische Verantwortung und auch Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten wahrzunehmen.

Dementsprechend soll es neben kognitiven, diskursiven Formaten auch um ein gemeinsames Tun gehen: Studierende und Personen, die in Beschäftigungsprojekten der Caritas für Menschen, die am Arbeitsmarkt benachteiligt sind bzw. denen es schwer gelingt, am Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, angestellt sind, sollen in Workshops gemeinsam Möbel upcyclen. Auch andere Workshopformate laden zu einer ganzheitlichen Auseinandersetzung mit Natur und der Verwertung bereits benutzter Gegenstände ein; wiederum andere Angebote ermöglichen intergenerationelles Lernen, die *Allmende Leech* wird weiterhin gemeinschaftlich bewirtschaftet und fungiert gemeinsam mit dem nun öffentlich zugänglichen Vorgarten der Zinzendorfsgasse 3 auch als Erholungsraum – das Auftanken von Leib und Seele ist explizit erwünscht. Darüber hinaus stellt das ReUse-Café *paul@paradise*, das im Kontext eines Beschäftigungsprojekts betrieben wird, einen tragenden Grundpfeiler dieses Projekts dar.

PARADISE L. setzt auf den Wert multiperspektivischer Kooperationen: zielgruppenorientiertes Arbeiten, praxiszentrierte Workshops, wissenschaftlich fundierte und realitätsgetriggerte Reflexionsformate dienen dazu, theologische,

gesellschaftspolitische und humanwissenschaftliche Perspektiven wechselseitig aufeinander zu beziehen. Wer sich aktiv in die Gestaltung der Gesellschaft einbringen will, soll die Möglichkeit für einen sinnvollen Austausch auf Augenhöhe nutzen: Studierende und Arbeitssuchende, kirchliche MitarbeiterInnen und Gewerbetreibende, alte und junge Menschen, verschiedene diözesane Einrichtungen, nicht-kirchliche Einrichtungen und Unternehmen. So kann die Konfrontation verschiedener Lebensrealitäten und -erfahrungen zu einem (temporären) Lernraum werden, in den man sich – je nach Bedürfnis- und Interessenslage – punktuell oder langfristig einbringen kann.

Fürs Erste bleibt eine Frage: Was bringt's den Beteiligten?

Den TeilnehmerInnen sollen persönliche Lernerfahrungen und die Vertiefung ihrer sozialen Kompetenzen möglich werden; gesellschaftlicher Zusammenhalt soll durch die Konfrontation verschiedener Lebensrealitäten gestärkt werden, indem gegenseitiges Verständnis für die/den jeweils Andere/n erarbeitet wird; die TeilnehmerInnen sollen Lernende und Lehrende sein; in der Bearbeitung von Naturmaterialien oder Gebrauchsgegenständen sollen im Alltag leicht umsetzbare Ideen für einen sensiblen Umgang mit Ressourcen entwickelt werden; die beteiligten Organisationen sollen durch und mit den TeilnehmerInnen lernen, was es heißt, als Kirche vor Ort so präsent zu sein, wie es nötig ist.

Vielleicht gelingt es mit PARADISE L., neue Wege zu beschreiten, indem Kirche verstärkt im alltäglichen Leben der Menschen präsent ist, den Menschen unaufdringlich nachgeht und sich als gesellschaftliche Gestaltungskraft ins Spiel bringt: unprätentiös, vertrauend, zuversichtlich, reflektierend und achtsam – womit der Blick wieder zurück auf den eingangs beschriebenen Cartoon fällt.



Foto: KFUGraz

Mag.ª Christine Rajič,
geb. 1985 in St. Veit/Glan. Theologiestudium in Graz. 2013–2017 Wiss. Mitarbeiterin am Institut für Neutestamentliche Bibelwissenschaft der KFUGraz. Derzeit Bildungsreferentin an der KHG Graz und Chefredakteurin der Zeitschrift *Denken+Glauben*.



Stephanie Graf, MA,
studierte an der FH Campus02 Rechnungswesen und Controlling. Seit 2017 Heim- und Wirtschaftsleiterin im Quartier Leech. Davor Büroleiterin im Generalsekretariat der Katholischen Aktion Steiermark. Absolviert derzeit das Masterstudium Management sozialer Innovationen.

Foto: Neuhold

Paradiesverlust?

Der Fundamentaltheologe **Martin Dürnberger** spricht mit dem Soziologen **Hartmut Rosa** über modernes In-der-Welt-Sein zwischen Entfremdung und Resonanz



Als Reaktion auf das Semesterthema „MehrWert“ hat der Künstler Wendelin Pressl 2011 den damals noch nicht betretbaren Garten bei der Leechkirche mit einem vier Meter hohen Lattenzaun ästhetisch-provokativ verändert. Wendelin Pressl, Paradise Lost (Installation im Garten bei der Leechkirche), 2011. Foto: Kölbl

Martin Dürnberger: Prof. Rosa, Sie haben zuletzt eine vielbeachtete Studie zur *Soziologie der Weltbeziehung* vorgelegt. Der Schlüsselbegriff, der gelingende Weltbeziehungen beschreibt, ist dabei jener der Resonanz. Könnten Sie kurz umreißen, was damit gemeint ist?

Hartmut Rosa: Man kann vom physikalischen Phänomen der Resonanz ausgehen, um den Gedanken zu illustrieren: Schlägt man eine Stimmgabel an, beginnt eine zweite in der Nähe in ihrer Eigenfrequenz mitzuschwingen. Dieses Motiv ist metaphorisch auf eine Theorie der Weltbeziehung übertragbar. Resonanz ist dann

ein Modus des In-der-Welt-Seins: eine spezifische Art und Weise des In-Beziehung-Tretens zwischen Subjekt und Welt, eine Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren. Resonanz ist gewissermaßen ein wechselseitiges Antwortverhältnis, in dem die Subjekte sich nicht nur berühren lassen, sondern es zugleich schaffen, zu berühren, d. h. handelnd Welt zu erreichen.

Resonanz tritt also auf, wenn etwas in der Welt (eine Person, ein Kunstwerk, ein Sonnenuntergang o. a.) mich berührt und etwas in mir zum Schwingen

bringt – gleichsam in meiner eigenen Stimme – und mich somit der Welt verbindet. Als gegenteiliges Phänomen beschreiben Sie Entfremdung, wo genau das nicht der Fall ist.

Entfremdung meint einen Zustand, in dem uns Weltanverwandlung misslingt, so dass die Welt kalt, starr, abweisend und nicht-responsiv erscheint. Ich denke, dass dies beinahe ein dominantes Grundgefühl der Gegenwart ist: dass die Welt kein antwortendes, lebendiges, farbiges, reichhaltiges Gegenüber ist. Sie scheint uns irgendwie stumm, gleichgültig oder sogar feindlich gegenüberzustehen.



Wendelin Pressl, Paradise Lost (Installation im Garten bei der Leechkirche), 2011. Fotos: cp-pictures

Darum kreisen in der Moderne Kulturdiagnosen um Begriffe wie Verdinglichung, Entfremdung (Karl Marx) oder Entzauberung (Max Weber).

Ist das ‚nur‘ Kulturdiagnose – also eine bestimmte Deutung von Moderne und Gegenwart – oder rührt man hier an eine Erfahrung anthropologischen Ausmaßes, eine Art Erbsünde oder Paradiesverlust? Eine durch die Moderne bedingte Entfremdung könnte ja vielleicht noch behoben werden – sei es durch spezifische Techniken des Selbst, sei es durch gesellschaftlichen Wandel; wäre Entfremdung ein grundlegend existentielles Problem, das der *conditio humana* eingeschrieben ist, würde man daran allerdings wohl immer laborieren.

Vielleicht ist es tatsächlich so, dass Entfremdung ein grundlegend menschliches Problem ist und es uns niemals gelingen wird, einen vollkommenen Zustand zu realisieren. Dennoch zeigt sich die spezifische Art und Weise dieser Unvollkommenheit vielleicht zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gesellschaften immer wieder unterschiedlich. Gegenwärtig hängt diese Erfahrung damit zusammen, dass moderne Gesellschaften westlichen Typs ein Programm verfolgen, das ich Programm der Weltreichweitenvergrößerung nenne. Unsere

Kultur und Gesellschaft (und auch wir als Individuen) legen es systematisch darauf an, Welt in Reichweite zu bekommen, also verfügbar, erreichbar, beherrschbar zu machen. Warum etwa ist Geld attraktiv? Je mehr Geld ich habe, desto mehr Welt ist mir erreichbar. Ich kann mir dann eine Kreuzfahrt leisten, nach Tokio fliegen, ein Häuschen in den Bergen kaufen, mir die Salzburger Festspiele leisten. Man könnte sagen: Am eigenen Kontostand kann man die individuelle Weltreichweite ablesen. Oder warum ist Technik attraktiv? Mit Technik machen wir uns Welt erreichbar, verfügbar, beherrschbar. Meine These lautet aber, dass die Moderne – trotz und gerade wegen des Programms der Weltreichweitenvergrößerung – in der Gefahr steht, resonante Weltbeziehungen zu verlieren.

Wie funktioniert dieser Kippeffekt? Wie hängt die von Ihnen beschriebene erhöhte Weltreichweite mit Entfremdungserfahrungen zusammen?

Das hat viele Facetten: An der ökologischen Krise der Gegenwart zeigt sich etwa, dass die Natur, die wir eigentlich fruchtbar und beherrschbar machen wollten, eher zerstört zu werden scheint – und dann uns selbst gefährlich wird (etwa durch die Klimaerwärmung, Tsunamis, Hitze- und Dürrekatastrophen u.

a.). Wir haben systematisch Weltreichweite vergrößert, stellen jetzt aber fest, dass sich dadurch der Charakter unseres In-der-Welt-Seins ändert, dass uns diese Welt eben irgendwie zu entweichen scheint. Die Welt scheint stumm zu werden, sich zurückzuziehen, unlesbar zu werden, wie vielleicht *Blumenberg* sagen würde. Man findet derlei auf der individuellen Ebene – wenn Menschen etwa vom Burnout bedroht sind –, aber auch in politischen Zusammenhängen. Ich habe mich z. B. oft gefragt, warum die so genannten *Wutbürger* gerade bei uns auftreten, also in Ländern, denen es ökonomisch eigentlich gut geht. Woher kommt all die Wut? Ich denke, sie kommt daher, dass die verfügbar gemachte Welt nicht in eine antwortende, lebendige Beziehung zu uns tritt, sondern in eine stumme, verdinglichte.

Wie genau wird hier die beschriebene allgemeine Erfahrung von Entfremdung bzw. Resonanzverlust politisch virulent?

Das beschriebene Verlustgefühl, dass wir nicht auf resonante Weise mit der Welt verbunden sind, hat eine spezifische politische Seite. Diese wird deutlich, wo Menschen nicht mehr das Gefühl haben, dass sie Subjekte von Welt sind, sondern nur mehr betroffene Objekte – wo etwa das Gefühl vorherrscht: *Die Politiker*

hören gar nicht, sie sehen gar nicht, sie antworten nicht auf mich. Genau das greift etwa der Populismus auf und stellt ein Resonanzversprechen dagegen: das Versprechen, *dass man den WählerInnen wieder eine Stimme gibt, dass man sie sieht und hört, sie sichtbar und wirksam macht.* Die Brexit-Kampagne hat genau davon gelebt: *We will take back control* – wir werden wieder gestaltende Subjekte. Und Präsident Trump hat im Rust Belt das Gleiche adressiert: *Ich höre euch und sehe euch und gebe euch eine Stimme.*

Das Resonanzversprechen, das hier formuliert wird, ist aber nicht spezifisch populistisch, sondern für Demokratie als solche grundlegend. Man könnte auch sagen: Man rührt bei einem auf diese Weise beschriebenen Populismus nicht an ein Spezialphänomen der Demokratie, sondern an ein demokratietheoretisches und -politisches Grundproblem: dass Demokratie eben davon lebt, dass die eigene Stimme Gewicht hat.

Demokratie ist meiner Meinung nach das Versprechen, dass jede und jeder von uns eine Stimme erhält, mit deren Hilfe die Institutionen des öffentlichen Lebens in eine Art Resonanzverhältnis gebracht werden können. Es geht nicht darum, dass ich sie alleine bestimme, sondern dass sie mir antworten. Und dieser Gedanke gerät unter Druck, wo Menschen das Gefühl haben: *Die Wirtschaft macht sowieso, was sie will – das Kapital, die Unternehmen und auch die Wissenschaft sind letztlich auf Autopilot geschaltet.* Man hat also unterschiedliche Formen des Resonanzverlusts: Die erste Art, die sich im Gefühl äußert, *dass die Politiker* mir nicht antworten, verleitet dazu, populistisch zu wählen – dann will ich andere Politiker, die mir zuhören. Die zweite Art des Resonanzverlusts bringt mich dazu, gar nicht mehr zu wählen. Beide Arten von Entfremdung kann man beobachten – und im Zentrum steht die Erfahrung, dass Menschen gerade unter den Bedingungen der globalisierten Spätmoderne eine massive Einbuße (erstaunlicherweise *trotz* ihrer großen Weltreichweiten) an Selbstwirksamkeitserfahrung haben.

Lassen sich mit dem Vokabular von *Entfremdung* und *Resonanz* nicht nur demokratietheoretische Grundlagen und politische Entwicklungen der Gegenwart analysieren, sondern auch Phänomene auf dem Feld von Religion und Glaube – gerade auch in ihren krisenhaften Aspekten?

Vielleicht gibt es tatsächlich eine Parallele zwischen der Krise der Demokratie im eben beschriebenen Sinn und einer Krise der Religion (von der ich glaube, dass es sie gibt). In beiden Fällen geht es ja um die Frage, wie wir mit der Welt, die uns gegenübersteht und in die wir existentiell hineingestellt sind, verbunden sind. Und Religion lebt von der und durch die Idee, dass wir auf eine resonante Weise mit Welt, Leben, mit der letzten Wirklichkeit verbunden sind – mit dem Umgreifenden, wie es bei *Karl Jaspers* heißt; man kann das auch *letzte Realität, das Leben, den Kosmos, das Universum oder die Natur* nennen. Die monotheistischen Religionen geben hier eine Art von Verheißung: dass am Grund unserer Existenz – sozusagen vor und hinter unserer Welt – ein Antwortgeschehen steht. Wenn man etwa die Bibel liest, sieht man das sehr deutlich: Die Bibel ist ein Dokument des Schreiens, Rufens und Flehens um eine Antwort – und es gibt darin dieses eine Gegenversprechen,

dass da letztlich einer ist, der uns hört und sieht und meint – und zwar auch unmittelbar und persönlich meint. An der Wurzel meiner Existenz liegt also so etwas wie ein Antwortgeschehen.

Aber eine solche Erfahrung stellt sich nicht einfach ein, viele machen genau diese Erfahrung nicht.

Vielleicht ist genau das in der Idee von spiritueller bzw. religiöser Erfahrung nochmals einbegriffen: Dieses Antwortgeschehen liegt eben auch dann an der Wurzel meiner Existenz, wenn ich diese andere Seite nicht höre. Man darf Resonanz hier und insgesamt nicht als Einklang, Harmonie und Wohlgefühl missverstehen – es geht primär um eine Haltung des Hörens und Antwortens. Es geht darum, sein Leben sozusagen in einem Modus des Hörens zu vollziehen, auch wenn ich noch nichts Genaueres vernehme oder noch gar nichts höre.

Diese Art des Eingespanntseins in ein Antwortgeschehen – das ist eine religiöse Grunderfahrung, die der Religion ihre Kraft gibt. Und es ist eine Kraft und Verheißung, die sich immer wieder erneuert. Zumindest institutionell ist Religion aber in einer Krise, weil ganz viele Menschen genau diese Art existentieller Resonanzerfahrung in Gottesdiensten oder in kirchlichen Kontexten nicht mehr machen.



Foto: Gruber

Dr. Martin Dürnberger, Assistenzprofessor für Fundamentaltheologie und Ökumenische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Salzburg. Forschungsschwerpunkte: Religious Literacy, Erkenntnistheorie, Soteriologie. Seit 2015 Leiter der Salzburger Hochschulwochen.

geb. 1965. Seit 2005 Professor für Allgemeine und Theoretische Soziologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena. Seit 2013 Direktor des Max-Weber-Kollegs in Erfurt. Aktuelle Publikationen (in Auswahl): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung* (2016), *Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit* (2013), *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik* (2012).



Foto: gruene-bundestag

„Amakuru?“ – „Ni meza“

Von einer, die sich aufmacht



Brunner, Rwanda, 2017.

Es ist eine erstaunliche Erfahrung, an einer Haltestelle nicht länger nach europäischem Standard genervt auf den Bus zu warten, indem der Blick zwischen Handy und Straßenverlauf hin und her wandert, sondern sich einfach zu unterhalten und die vergehende Zeit tatsächlich ‚zu verbringen‘. Das Zusammenleben der Menschen ist (wie vieles) ein anderes nach African System: Während der körperliche und emotionale Abstand zu einem/r fremden Anderen (etwa in einem Bus) in Österreich so riesig ist, dass selbst freie Sitzplätze nicht genutzt werden, um dem Gegenüber nur nicht zu nahe zu kommen, wird – zumindest in ruandesischen Kleinbussen – gemeinsam gesungen, getratscht, gelacht (!), gegessen und getrunken; man kann aufeinander schlafen, Babys stillen, die Kinder versorgen und einfach in Gemeinschaft sein. Zumindest wenn man sich nicht gerade der vorbeiziehenden und atemberaubend unberührten Schönheit des Landes, der Hügel und der Menschen hingeben möchte.

Auf den pathetischen Abschluss meines letzten *Reiseberichts*¹ kann ich heute nur noch schmunzelnd blicken: Auf Mexiko im Februar/März 2017 sollte das kleine ostafrikanische Rwanda im Juli/August als Reiseziel folgen.

Welch' Überwindung erneut. Ich habe lange gezögert, die Einladung eines Freundes und Studierenden des Afro-Asiatischen Instituts anzunehmen: die Hochzeit seines Bruders in Rwanda als Reisegrund und die Chance, drei Wochen in einer kleinen Gruppe dort zu verbringen. Buchen konnte ich eigentlich nur in meinem Post-Mexiko-Hoch. Kurz vor Reiseantritt stand ich immer wieder erneut vor der Schwelle zur Panik. Nicht zu guter Letzt aufgrund des Umstands, dass mein Papa und ich diese Reise gemeinsam antreten wollten. Nun: Tränen und Trotz am Flughafen. Genervt

von der Langsamkeit, die sich bereits bei der Ankunft und dem Warten auf das Visum deutlich bemerkbar machte, und schließlich unermessliche Angst vor Malaria und Getier (Black Mamba!). Gefühlte zwei Stunden später hat unser Grüppchen den Flughafen verlassen und eigentlich war es da bereits komplett um mich geschehen. Auf uns warteten an die acht bis zehn Leute: Wir wurden aufs Allerherzlichste empfangen von Familie und Freunden. Mein Papa und ich wurden zum Haus des Bräutigams kutschiert: Drei Wochen freie Kost und Logis in der Millionenhauptstadt Kigali und im Kreise einer Familie, die in dieser Zeit einen der wichtigsten Tage in ihrem Leben begehen sollte.

Eine rwandese Hochzeit, ein Dutzend Mototaxifahrten, einige Tage ohne fließendes Wasser, das immer kalt war, einige Stunden ohne Strom und einen Wahltag später; nach langen Fahrten auf Bergstraßen – grundsätzlich ohne Waschmaschine, aber inklusive Kochens im Freien (mit Kohle) und eines mehrtägigen Krankenhausaufenthaltes meines Vaters; nach mehreren Genozid-Gedenkstätten und Museen, einer Safari, einem Dschungelbesuch und Schwimmen im Kivu-Lake; nach Igitoki (Kochbanane), Yams, Reis und Bohnen; nach Whisky (Bond 7 um 2€) vormittags und nach einfach allem war ich beim Abflug um eine Familie und eine neue, nämlich bis auf den Grund meiner Seele glückliche, ruhige, zufriedene Seite meiner selbst reicher geworden.

Hinzu kommt, dass ich als Linguistin naturgemäß begeistert versucht habe, Kinyarwanda, die Landessprache aus der Familie der Bantusprachen, zu lernen. Auch hier: Die Hilfe und Unterstützung waren riesig, die LehrerInnen nicht zu zählen.



Brunner, Rwanda, 2017.

Land und Menschen haben sich also von ihrer besten Seite gezeigt: Sicherheit, Entwicklung und das enorme Potential dazu sowie das Aufarbeiten der unfassbaren Wunde des Genozids von 1994, der – so das allgemeine Stimmungsbild – nur mit Versöhnung begegnet werden kann (und niemals mit Rache), sind die zentralen und spürbaren Anliegen. Die Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft, Offenheit und Dankbarkeit der Menschen waren in jeder wachen Sekunde präsent; genauso wie die Liebe zum Leben an sich und die Hoffnung darauf.

Es scheint im Kern doch darum zu gehen, seine Zeit nicht zu verschwenden, denn das Leben ist tatsächlich zu kurz dafür. Das Genießen jedes noch so kleinen Moments, jeden Tag als einen Versuch, nach dem menschlichen Glück zu streben, zu sehen sowie Hoffnung und Patience sind Werte, Haltungen und Handlungsweisen, die man in Rwanda gut lernen kann. (Verhandlungsgeschick natürlich auch.) Das liegt wohl an einer Art afrikanischer Lebensweise an sich, aber vor allem auch an dem, was jedes Individuum durchlitten hat: Die heute knapp 30-Jährigen sind durchwegs (Halb-)Waisen, deren Leben im Schatten und in der Aufarbeitung des Völkermords steht. Ältere Personen wie meinen Vater, der mit seinen 64 Jahren von allen mit einem ehrwürdigen „Muzei“ angesprochen worden ist, sieht man kaum.

Als Besucherin war das für mich schwer zu fassen und ich habe mich auch ein wenig geschämt: Ich habe mich dafür geschämt, dass ich MEIN Leben – hier im sicheren, immer reichen Europa – nicht wirklich genießen kann und nicht wirklich glücklich bin, sondern mich stattdessen in meiner depressiven Wehleidigkeit die ganze Zeit

mit Ärgernissen, Ungeduld, Zankereien und Egozentrismus aufhalte. Ich schäme mich jetzt noch dafür, dass quasi jede Begegnung für mich Umzungu (Europäerin/Weiße) in Rwanda eine freundliche, wertschätzende, interessierte und liebevolle war, während ich gleichzeitig weiß und auch im Nachhinein der Reise eindrücklich erfahren habe, dass ich das von großen Teilen meiner Gesellschaft im umgekehrten Fall nicht erwarten kann. Das Unverständnis ist riesig, die Vorurteile aus Beton. Es ist ein trauriges Paradoxon, dass offenbar ein nicht zu unterschätzender Teil der jungen und gut qualifizierten RuandesInnen sein Land verlassen will und muss, weil Infrastruktur und vor allem Arbeitsplätze trotz der immensen Entwicklungen der letzten Jahre in sämtlichen Bereichen fehlen – und dementsprechend auch Beschäftigung und Amafaranga (Geld). Das ist noch bedauerlicher, da Europa als Sehnsuchtsort natürlich idealisiert ist: Auch hier schlägt die Realität unbarmherzig zurück. Die heute Studierenden sind eine verlorene Generation zwischen Genozid und Wiederaufbau, doch sie glauben fest an die Entwicklung ihres Landes, an sich und ihre Qualitäten, an Versöhnung und natürlich an Imana (Gott). Für mich als Papier-Katholikin aus einer säkularen Mehrheitsgesellschaft war das auch insofern beeindruckend, als dort nicht nur die unterschiedlichen Kirchen und Gebetsorte aus allen Nähten platzen, man gemeinsam singt und betet, sondern vor allem auch ich, obwohl ich selbst nicht gläubig bin, viel aus dem Glauben der anderen ziehen konnte. Ich habe sozusagen ‚mitgeschnorrt‘: Das Bewusstsein für den größeren Kontext und die Überzeugung, dass alles gut werden wird, weil das Leben einfach das Leben ist, wir und alles Leben in stetem Wandel sind und natürlich das Heilsversprechen, dass wir uns darauf *verlassen* können, dass alles gut werden wird. Daran konnte selbst ich bis vor Kurzem noch glauben.

Murakoze cyane Adeba, Alex, Annonce, Anthere, Gustave, Ivette, Mario, Martin, Muzei, Peter, Ruth and all the others I cannot mention here. I will never forget.

¹ Denken+Glauben, Nr. 185, 17f.

Jennifer Brunner, MA MA BA
geb. 1987 in Bruck an der Mur,
Studium der Germanistik, Philosophie
und Sprachwissenschaft an der KFU
Graz. Seit 2012 Redaktionsmitglied bei
der Zeitschrift *Denken+Glauben*. Seit
Aug. 2017 Projektreferentin für *Com-
UnitySpirit – Religionen & Kulturen
im Dialog* im Afro-Asiatischen Institut.
Entdeckt Graz am liebsten laufend.



Foto: privat

Nicht gesehen, aber zumindest davon gehört!

Paradiesvorstellungen in John Mandevilles Werk
Von Johannes Mindler-Steiner

Man kann es wohl einen Treppenwitz der Rezeptionsgeschichte der Pilger- und Asienberichte nennen, dass die fiktiven *Reisen des Ritters John Mandeville – Vom Heiligen Land ins ferne Asien (1322–1356)* in ihrer Strahlkraft und Wirkmächtigkeit die auch unter dem Namen *Il Milione* bekannte reelle Reiseerzählung des Kaufmannes Marco Polo bei seinen ZeitgenossInnen und Epigonen übertrumpften. Heute scheint es verwunderlich, dass der mit exotischen Wundern ausgeschmückten Reiseerzählung Mandevilles in den nachfolgenden Jahrhunderten Authentizität bescheinigt wurde, während Marco Polos Ausführungen, die Mandeville selbst zu erheblichen Teilen in sein Werk eingearbeitet hatte, immer wieder die Echtheit abgesprochen wurde. Dem mittelalterlichen Publikum Mandevilles waren Wundergeschichten vertraut; sie wurden erwartet und wo sie in den Berichten Fernreisender fehlten, wurde dies den Autoren sogar negativ ausgelegt. (Vgl. SCHMIEDER: Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jahrhundert [1994], 60.)

Doch zurück zu Mandeville: In Wirklichkeit handelte es sich bei John Mandeville um ein Pseudonym; dahinter dürfte wohl ein aus England wegen Mordes geflohener, hochgebildeter Mann stehen, der sich in Lüttich niederließ, dort als Arzt praktizierte und gemäß den Angaben in seinem fiktiven Langzeit-Bestseller diesen im Jahre 1357 kompilierte (oder mit heutigem Worte: plagiierte). Dabei griff Mandeville auf zahlreiche literarische Vorbilder zurück und verarbeitete Enzyklopädien (z. B. Vinzenz von Beauvais oder die *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine), antike und frühmittelalterliche Autoren (z. B. Flavius Josephus und Rhabanus Maurus), fiktionale Werke wie den Alexanderroman, aber insbesondere auch reale Berichte von Pilgerfahrten ins Heilige Land und von Reisen zu den Mongolenkhanen (z. B. eines Johannes von Piano Carpine, Wilhelm von Rubruk, Marco Polo,

Odorich von Pordenone). (Vgl. die Aufstellung bei QUESADA: Reale und imaginäre Welten. John Mandeville. In: NOVOA PORTELA/DE TOLEDO [2008], 55–76, 60.) Dem Autoren pseudonym Mandeville, dem bis ins 19. Jahrhundert Gelehrte auf den Leim gegangen sind, ist diese Verbiegung der Wahrheit letztlich nicht nachzutragen, fasste es doch auf unterhaltsame Art und Weise das damals vorhandene Wissen über den Orient, Asien und Indien zusammen und bot sich als Vademekum wie auch als eine Art Enzyklopädie des Fernen und Nahen Ostens an. Selbst Christoph Columbus hatte Mandeville gelesen; er konsultierte ihn ebenso als Fachliteratur wie er Marco Polo und Claudius Ptolemäus vertraute – immerhin fanden sich auch bei Mandeville die (von Ptolemäus übernommene) Kugelgestalt der Erde und Angaben zum Erdumfang (inklusive ptolemäischem Messfehler) wieder, auf welche der Seefahrer Columbus vertraute, um nach China zu kommen. (Vgl. QUESADA [2008], 72.) Der Rest der Geschichte ist bekannt.

Mandeville beschreibt in seinen *Reisen* verschiedene Wege, um in das Heilige Land zu gelangen, und bringt seinem Publikum in der Manier einschlägiger Pilgerberichte die Heiligen Stätten und ihre Referenzen zur Heiligen Schrift nebst an den Orten erfolgten Wundern näher. Je weiter ihn sodann seine Beschreibung gen Osten, also bis an den Hof des mongolisch-chinesischen Kaisers, nach Indien und zu Inselreichen führt, umso zahlreicher werden die Erzählungen über große und kleine Wunder – er beschreibt Amazonen, den obligatorischen Priesterkönig Johannes, Ameisen so groß wie Hunde, welche Berge mit Gold bewachen, hundsköpfige Menschen, den Vogel Phönix etc. Sie alle tummeln sich in diesen fernen Regionen.

Auch Paradiesvorstellungen wendet er sich zu. So erwähnt Mandeville das irdische Paradies jüdisch-christlicher Tradition, also den Garten Eden, aus dem Adam und Eva verstoßen wurden, an mehreren Stellen. Darüber hinaus beschreibt er seinem



RESANITA, Projekt Wald (Südburgenland), 2017. © RESANITA

Publikum auch die muslimische Jenseitsvorstellung. Im Zuge seiner durchwegs positiven Ausführungen über Mohammed und dessen Lehre (u. a. betont er die Wertschätzung der MuslimInnen für Jesus Christus und dessen Mutter Maria) behauptet Mandeville, dass er selbst den Koran gesehen habe und darin stehe, „*dass die Guten ins Paradies kommen, die Bösen aber in die Hölle hinabfahren [...]*“. Und weiter: „*Wenn man sie [die Muslime] fragt, was das Paradies sei, sagen sie eine Stätte der Wollust, wo man vielerlei Frucht zu aller Zeit findet und wo Flüsse aus Milch und Honig fließen. Dort gibt es die schönsten Paläste, die man sich denken kann, und jeder darf in einem Palast wohnen. Alle haben Weiber, die noch Jungfrauen sind, und sie bleiben es auch, obwohl sie alle Tage mit ihnen zu tun haben.*“ (Nach MANDEVILLE/BUGGISCH: *Reisen des Ritters John Mandeville. Vom Heiligen Land ins ferne Asien 1322–1356* [2004], 159.) An anderer Stelle führt er aus, dass

sich diese Paradiesvorstellung ein böser Zauberer zu Nutze gemacht und Leichtgläubige mit einem vorgegaukelten Paradies betrogen habe. Es ist dies die leicht verfremdete und sich schon im *Il Milione* (um 1299) findende Erzählung von den ‚Assassinen‘, die im Auftrag ihres Anführers, dem ‚Alten vom Berge‘, Mordanschläge verübten. (Vgl. MARCO POLO/GUIGNARD: *MARCO POLO: Die Wunder der Welt. Il Milione. Die Reise nach China an den Hof des Kublai Khan* [2003], cap. XLI–XLIII, 58–61.) Ein Zauberer, so Mandeville, der bösertiger als der Teufel gewesen sei, habe einen Ort erschaffen, den dieser Magier selbst als ‚das Paradies‘ bezeichnet habe. In einem mit Gold, Edelsteinen und Gemälden reich verzierten Palast auf einem Berg, in dem „*alle erdenklichen Obstbäume, wohlschmeckende Pflanzen und viele schöne Brunnen*“ (Nach MANDEVILLE/BUGGISCH [2004], 258.) waren, und einem Garten, in dem „*die verschiedensten Tiere [lebten], dass es*

eine Freude war“ (Nach MANDEVILLE/BUGGISCH [2004], 258.), würden außerdem „vierzig Jungfrauen – die schönsten, die man je gesehen hat, – und vierzig Jünglinge, jeder fünfzehn Jahre alt und in ein goldenes Gewand gekleidet [leben]. Man konnte meinen, es seien Engel, so schön waren sie. [...] Wenn fremde Herren oder Ritter kamen, die meist Junggesellen waren, zeigte er [der Zauberer] ihnen sein Paradies mit allen wunderlichen Dingen, die es dort gab, den Jungfrauen und Vögeln und Brunnen, aus denen Wein, Milch und Honig flossen. Er ließ Bedienstete von einem Turm herab singen und musizieren, so dass niemand sie sehen konnte, und sagte, es käme von Gottes Engeln. Dies sei das Paradies, das Gott seinen Freunden verheißen hatte, als er sprach: ‚Ich werde euch ein Land geben, in dem Milch und Honig fließen.‘ Danach bereitete er mit seiner Zauberkraft ein Getränk zu. Wer es trank, war wie von Sinnen und glaubte wirklich, dies sei das Paradies, und wollte gern sterben, um nach seinem Tod diese Freuden zu erleben. Er versprach ihnen, dass sie mit den schönsten Jungfrauen zu schaffen haben würden, die dennoch Jungfrauen blieben. Danach kämen sie in ein anderes Paradies, wo sie Gott in seiner Majestät sehen würden. Da versprachen sie alles zu tun, was er wollte. Er aber forderte sie auf, sich selbst zu töten. Und so brachte er viele große Herren und einfältige Menschen ums Leben.“ (Nach MANDEVILLE/BUGGISCH [2004], 259f.) Erst kürzlich sei dem schändlichen Treiben ein Ende bereitet worden, so Mandeville.¹

Während dieses Paradies also nur ein irdisches Trugbild sei, um Menschen das Leben zu rauben, ist sich Mandeville ebenso wie viele Kartographen seiner Zeit sicher, dass der im Buch Genesis beschriebene Garten Eden, also das irdische Paradies (gr. *παράδεισος*/paradeisos: eingezäuntes Gebiet, Tiergarten, Lustgarten), ein Ort auf der Erde sei. Irgendwo müsse er also zu lokalisieren sein! Gerade an dieser Stelle entwickelt Mandeville offenbar Skrupel zu behaupten, er hätte das Paradies – zumindest von außen – selbst gesehen. Er schreibt: „Eigentlich wollte ich noch einiges über das irdische Paradies erzählen. Leider kann ich das nicht, da ich es nicht gesehen habe. Doch ich habe so manches darüber gehört und das möchte ich euch kundtun.“ (Nach MANDEVILLE/BUGGISCH [2004], 267.) Das Paradies sei nämlich nicht zu erreichen, weder zu Wasser noch zu Land: „Zu Land ist es unmöglich, da der Weg durch eine Wüste mit wilden Tieren und durch ein Gebirge versperrt wird. Auf den Flüssen, die aus dem

Paradies kommen, kann man nicht fahren, da ihre Strömung zu stark ist. Viele große Herren haben es versucht, doch niemand kann gegen die Strömung dieser Gewässer fahren, und viele sind bei dem Versuch zu Tode gekommen. Kein Sterblicher kann das Paradies erreichen, es sei denn durch die Gnade Gottes. Deshalb kann ich euch nicht mehr darüber erzählen.“ (Nach MANDEVILLE/BUGGISCH [2004], 269.)

Doch Mandeville erzählt durchaus mehr davon: Das Paradies liege auf dem höchsten Punkt der Erde, so hoch, dass es nicht fern von der Mondbahn sei, am Anfang der Welt gen Osten. Eine Mauer umgebe diesen Ort, aber niemand könne sagen, woraus diese Mauer gebaut worden sei, da sie vollständig mit Moos bedeckt sei; Säulen oder Steine könne man deswegen nicht ausmachen. Des Weiteren sei auch ein Teil des Paradieses von einem Feuer umgeben, durch das kein Sterblicher durchgehen könne. Inmitten des Paradieses entspringe eine Quelle, welche die vier großen Flüsse nähre: den Physon (Ganges), in dem man viele Edelsteine und Goldklumpen finde, den Geon (Nil), den Tigris und schließlich den Euphrat, womit Mandeville bei der Nennung der Flüsse Bezug auf die entsprechenden Schilderungen im Buch Genesis (Gen 2,10–14) nimmt. Man kann sich nun viele Fragen stellen: Warum, zum Beispiel, beruft sich Mandeville gerade hier darauf, dass er das Paradies nicht gesehen habe? Wäre es für seine Zeitgenossen wirklich so unglaublich gewesen, mit näheren Ausführungen konfrontiert zu werden, so dass sein restliches Werk keine Glaubwürdigkeit mehr gefunden hätte? Oder liegt hier eine andere Intention zugrunde? Letztlich bestätigt Mandeville schon vorhandenes Wissen, welches im christlichen Abendland Allgemeingut und Konsens war: Auf Erden gibt es das Paradies mit vier Paradiesflüssen – Faktum. Daraus wurde einst Adam vertrieben – Faktum (Vgl. MANDEVILLE/BUGGISCH [2004], 277.). Kein Mensch kann es aus eigenem Antrieb erreichen – Faktum. Alles andere mag Trugbild sein, wie Mandevilles Bericht selbst.

¹ Die in Nordpersien gelegene Hauptfeste der ‚Assassinen‘, Alamut, wurde von den Mongolen unter Hülegü, einem Enkel Dschingis Khans, im Jahre 1256 erobert und geschliffen.

Mag. Johannes Mindler-Steiner, geb. 1978. Studium der Geschichte und Philosophie an der KFU Graz. 2012–2017 Geschäftsführer des Instituts für Umwelt – Friede – Entwicklung in Wien. Seit Juli 2017 Leiter des Afro-Asiatischen Instituts Graz.



Foto: Neuhold

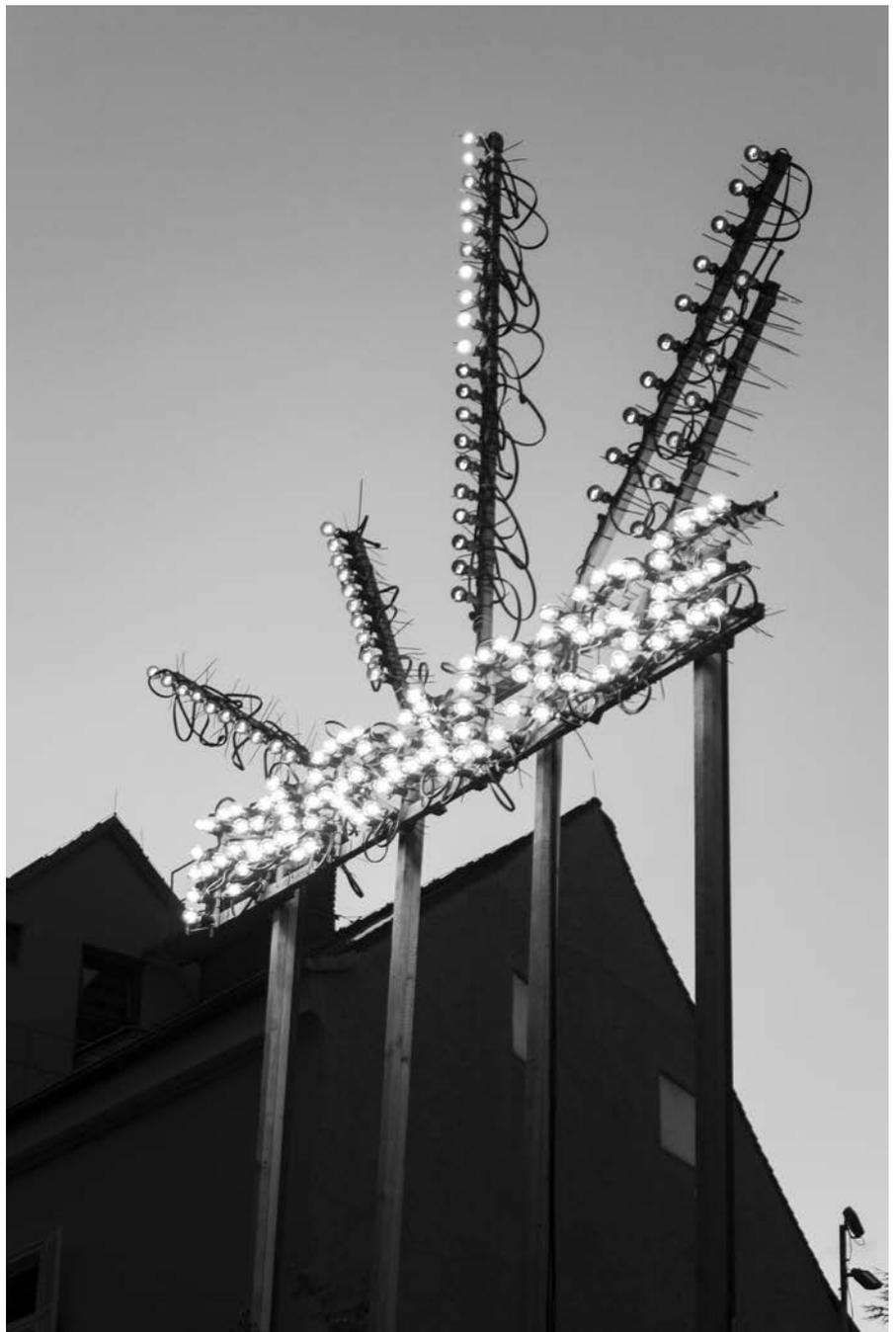
„Paradise“

Entschwerung ist (auch) notwendig!

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstlerinnenduo RESANITA

Resa Pernthaller/Anita Fuchs

Seit dem Eröffnungswochenende des Festivals *steirischer herbst* im September dieses Jahres kann man nach Einbruch der Dunkelheit auf der Hauptverkehrsachse zur Universität immer wieder FahrradfahrerInnen beobachten, die Halt machen und absteigen, um ein Selfie vor der Leechkirche zu machen, weil eine bunt blinkende Leuchtskulptur den Platz zwischen den Gebäuden erhellt und die Blicke auf sich zieht. Buchstäblich ein ‚Hingucker‘, der tagsüber optisch zugunsten des Stufenpostaments zurücktritt, auf dem man sich zum Relaxen, zum Mittagsbrunch zwischen den Vorlesungen oder zum gemeinsamen Kaffeetrinken niederlässt. Dem Künstlerinnenduo RESANITA ist eine vielschichtig-wandelbare Außenraum-Skulptur gelungen. Alois Kölbl hat mit Resa Pernthaller und Anita Fuchs über ihre Intervention im Uni-Grätzl und deren Verknüpfungen mit ihren anderen Werken gesprochen.



RESANITA, Paradise, 2017. © RESANITA Foto: Kölbl



RESANITA, CAMP (Installation bei der Leechkirche), 2013. © RESANITA Fotos: Kölbl

Alois Kölbl: Wendelin Pressl hat in seiner Installation *Paradise Lost* 2011 den bis dahin noch völlig verschlossenen Garten bei der Leechkirche mit dem Zaun und dem Apfelbäumchen auf der Wiesenfläche in seiner Wirkung eines *Hortus Conclusus* noch potenziert, indem er den Lattenzaun auf vier Meter erhöht hat. Ihr schreibt in eurer monumentalen Installation am selben Grundstück auch ‚Paradise‘ über diesen Ort, die Grundstücksgrenze wird von euch aber diametral entgegengesetzt behandelt ...

RESANITA: Ja, unsere Voraussetzungen waren auch ganz andere. Von dir haben wir ja erfahren, dass ihr plant, den Zaun wegzunehmen, auch wenn in der ersten Planungsphase noch die Genehmigungen dafür gefehlt haben. Das fanden wir sehr spannend und ganz in unserem Sinn! Wir wollten einen Kommunikationsort schaffen und wie wir hören, ist das ja auch erfreulich gut gelungen! Schon vor ein paar Jahren haben wir an diesem Ort über eine Leuchtskulptur in der Trash-Optik unserer südoststeirischen Heimat nachgedacht, uns dann aber angesichts der

Besetzung der Wiener Votivkirche und der daran anschließenden öffentlichen Diskussion zur ganz andersgearteten Installation *CAMP* entschlossen: ein von innen erleuchtetes Glashaus mit spartanischen grauen Campingbetten darin sollte daran erinnern, dass jedem Flüchtling gegenüber gesamtgesellschaftlich zuerst der Schuldverdacht gilt. Menschen auf der Flucht mit all den schrecklichen Erfahrungen müssen sich zuerst noch einmal ganz entblößen, beweisen, dass sie ‚echte‘ Flüchtlinge sind, bevor ihnen Asyl gewährt wird. Dieses Mal arbeiten wir mit einer ganz anderen Ästhetik, sampeln Trash-Ästhetik von elektrisch beleuchteten Installationen zur Osterzeit mit dem Pseudo-Glamour von Las Vegas. Der bunte Trash, der zum Glamour-Faktor an Kommunikationsorten ganz eigener Art wurde, – auch eine Erinnerung an unser Aufwachsen am Land – dieser Kipp-Effekt interessiert uns.

Diese Jugenderinnerung verbindet uns, führt mich aber auch zur Frage, inwieweit man eure Skulptur als eine Allegorie für Zygmunt Baumans *Retrotopia* verstehen könnte? Wir leben in einer

Retro-Zeit, in der wir den Blick nach vorne, in die Zukunft, verlernt zu haben scheinen und lieber ein ebenso unerreichbares Gestern verklären.

Naja, wir wollten diesen Ort mit der uralten Kirche auf einem Grabhügel ganz einfach auch mit unserem Kitsch-Paradise entschweren. Die besagten Leuchtinstallationen, die wir hier zitieren, existieren ja real noch an vielen Orten. Insofern ist der Retro-Begriff hier eigentlich nicht ganz richtig. Wir verstehen unsere Intervention natürlich auch als eine ein wenig augenzwinkernde Brechung dieses Ortes mit der Kirche im Hintergrund bzw. haben wir auf das gesetzt, was in den letzten Jahren an diesem Ort gewachsen ist und worin ja auch unser spezielles künstlerisches Interesse liegt: nämlich auf das dort seit fünf Jahren existierende Urban Gardening-Projekt. Das könnte man natürlich auch im Sinne des Rückzugs in ein Neo-Biedermeier verstehen, aber es liegt doch auch eine große subversiv-unangepasste Sprengkraft darin. Diese Dimension wollten wir hervorheben. Wir finden den Ansatz, die Geschichte vom Paradies im Blick auf unseren Planeten



Foto: Kölbl

neu zu erzählen, sehr spannend. Es braucht ein globales Umdenken bei großen Themen wie dem Klimawandel oder dem Umgang mit Flucht und Migration und dafür können auch kleine Projekte, wie dieser partizipative urbane Freiraum als konstruktiver Gegen-Raum im Univiertel das Bewusstsein schärfen. Natürlich geht es da um Politik. Der Raum im Univiertel wird ja ganz neu ausverhandelt. Wer darf den Raum zu welchen Bedingungen besetzen? Als Künstlerinnen sind wir an dem Thema *Natur* in Verbindung mit gesellschaftspolitischen Fragestellungen ja schon sehr lange dran. Unsere Arbeiten der letzten drei Jahre könnte man unter dem Titel *Plants and Politics* zusammenfassen. Wir haben etwa bei unserem Projekt *Transplant* eine Reise durch elf Länder Südosteuropas auf der so genannten ‚Balkanroute‘ gemacht und dabei Pflanzen über die Grenzen geschmuggelt. Dabei ging es natürlich um Grenzüberwindung und Migration, vor allem aber um Zusammenhänge und Verbindungen zwischen Ländern und Kulturen. In unseren Projekten werden immer wieder Pflanzen zu Symbolträgern für gesellschaftliche Zusammenhänge.

Jochen Höller hat im Rahmen der Ausstellung *Spiro Spero. Hoffnung als Provokation* in die Leechkirche ein pendelndes Fragezeichen gesetzt. Eure Intervention neben der Kirche sehe ich in Wechselwirkung mit der Intervention im Kirchraum auch als Fragezeichen. Wer ‚Paradise‘ googelt, erhält überraschende, teilweise kuriose Angebote, die Auskunft geben über sehr vordergründige, kurzlebige und materialistische Paradiese und damit auch über das Sinnvakuum unserer Zeit.

Ja, wir wollten dort mit diesem Begriff ganz sicher ein Fragezeichen setzen. Es geht um die Frage: Was ist das große Ganze? Wir glauben, dass Naturerfahrung Antwort liefern könnte, um wieder Hoffnung zu lernen, vor allem aber um die großen Fragen zu beackern. Den Satz „*Ich zog in die Wälder, weil ich bewusst leben, mich nur mit den wesentlichen Dingen des Lebens auseinandersetzen wollte* [...]“ aus der Aussteigerbibel des amerikanischen Schriftstellers und Philosophen Henry David Thoreau haben wir zum Ausgangspunkt unseres jüngsten Projekts *Wald* gemacht, bei dem wir uns für zwei

Wochen in den Wald zurückgezogen und andere Menschen dazu eingeladen haben, Zeit mit uns zu teilen. Die Natur ist einfach ein sehr inspirierender Ort!

Ich finde es sehr schön, dass für eure Skulptur eine Friedhofsmauer zur Sitz- und Kommunikationstreppe wird. Ein Begräbnisort wird also zu einem Ort, an dem man sich Gedanken über die Zukunft machen kann. Wie seht ihr das?

Ja, das ist ein sehr schöner Gedanke für uns! Wir finden es auch sehr anregend, dass in anderen Kulturen Friedhöfe zu bestimmten Festen und Anlässen – aber nicht nur dann – Kommunikationsorte werden. Etwa in Mexiko, wo man sich an Allerheiligen zum Picknick trifft und Tequila über die Gräber schüttet. Mit diesem Perspektivenwechsel könnte man vielleicht auch unsere Intervention in der Zinzendorfsgasse verstehen. Entschwerung ist (auch) notwendig, um im dominanten Problem-Gerede unserer Zeit wieder Zukunftsperspektiven entwickeln zu können, die nicht von Angst getrieben und damit von vornherein zum Scheitern verurteilt sind.

Wenn das Paradies in weiter Ferne zu liegen scheint

Von Anna Katharina Kleinoscheg



Kleinoscheg, Flüchtlingsunterkünfte in der Bekaa-Ebene, 2017.

Der Libanon, ein Land so groß wie Kärnten, liegt zwischen Syrien und Israel am Mittelmeer. Einst als die Schweiz des Nahen Ostens bezeichnet, befindet sich das Land nach dem Bürgerkrieg von 1975–1990 und einigen kriegerischen Auseinandersetzungen mit Israel (die letzte 2006) wieder im Aufschwung. Seit Oktober 2016 hat das Land nach etlichen Wahlgängen mit Michel Aoun wieder einen Präsidenten und die Situation scheint politisch soweit stabil. Die Situation im Nachbarland wird hingegen zunehmend instabiler, was auch für den Libanon einige Veränderungen mit sich gebracht hat. Seit Beginn des syrischen Bürgerkrieges 2013 sind Schätzungen der UNHCR zufolge etwa 2 Millionen Geflüchtete in das Land, das selbst nur knapp 4 Millionen EinwohnerInnen zählt, gekommen.

Als ich das erste Mal von diesen Fakten las, war ich überrascht. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie ein Land eine

solche Situation bewältigt, und imaginierte dieses durchaus kleine Land mehr oder weniger als ein einziges riesiges Camp. Die Faszination für das Land und die mehrjährige Auseinandersetzung mit dem Thema *Flucht* bewegten mich dazu, im Februar dieses Jahres selbst dorthin zu reisen und verschiedene NGOs sowie die österreichische Sonderbotschafterin für Syrien zu besuchen.

Es war jedoch ganz anders als erwartet; die Menschen, die in das arabische Land geflohen waren, waren kaum sichtbar. Aufgrund historischer Entwicklungen rund um den Israel-Palästina-Konflikt duldet die Regierung keine großen Lagerstrukturen mehr und seit zirka zwei Jahren werden keine Geflüchteten mehr vom Staat als solche registriert. Dies stellt die Menschen vor eine Vielzahl an Herausforderungen. Die Geflüchteten, die in Städten leben, sind deshalb wegen der hohen Mietpreise

gezwungen, sich in Gruppen in oft baufälligen Häusern, ohne Strom und Wasser, einzumieten. Auch am Land, vor allem in der Bekaa-Ebene, leben die Geflüchteten in kleinen Gruppen zusammen. Sie mieten das Land von Bauern, die ihnen teilweise auch alte Häuser oder ehemalige Stallungen für gutes Geld zur Verfügung stellen, und leben so über das gesamte Tal verstreut. Während meines Aufenthalts wurde ich gemeinsam mit einem Mitarbeiter einer lokalen NGO in ein solches Zelt in den Tiefen der Bekaa-Ebene – die schneebedeckten syrischen Berge in Sichtweite – eingeladen.

Das Zelt, das durch eine Plastikplane mit großem UNHCR-Aufdruck vor Regen geschützt wurde, war fensterlos. Das einzige Sonnenlicht kam durch den Eingang, an dem provisorisch eine weitere Plane als Türersatz angebracht war, herein. Nachdem wir die Schuhe ausgezogen hatten, betreten wir das Zelt. Im vorderen Teil befand sich ein ca. 3 m² großer Küchenbereich, in dem gerade über einem kleinen Gaskocher türkischer Kaffee für uns zubereitet wurde. Der Hauptraum war mit Teppichen ausgelegt und an den Wänden lagen mit rotem Stoff überzogene Schaumstoffmatten. Wir wurden gebeten, auf diesen Platz zu nehmen. In der einen Ecke stand ein einfaches Holzregal, das mit einem Tuch verhängt war, gegenüber stand ein Öfen. Zu meiner anfänglichen Überraschung – über die ich mich im Nachhinein schämte – war das Zelt auch mit Strom ausgestattet; ein kleiner Fernseher war auf einem Vorsprung montiert und in derselben Ecke war ein Handy zum Aufladen an einer Steckdose angesteckt. Gemeinsam mit uns nahmen zwei Frauen und zwei Männer in dem Raum, der ca. 10 m² groß war, Platz. Wie sich herausstellte, lebten zwei Familien mit insgesamt zwölf Personen in dem Zelt. Als ich das erfuhr, stellte sich mir die Frage, wie sich dies platztechnisch ausgeben könnte. Noch während ich versuchte, in Gedanken zwölf Menschen in diesem Raum unterzubringen, wurde uns Kaffee serviert. Nach einigen arabischen Begrüßungsworten meines Kollegen bekam auch ich die Möglichkeit, mich am Gespräch zu beteiligen und mehr über das Leben geflüchteter Menschen zu erfahren.

Die beiden Familien waren bereits vor drei Jahren in den Libanon gekommen. Sie waren damals mit dem Gedanken angekommen, nur einige wenige Monate dort zu bleiben, bis sich die Lage zuhause einigermaßen beruhigt hätte. Daher hatten sie die Großeltern, die sich zu alt für den beschwerlichen Weg gefühlt hatten, sowie einen Großteil ihrer Habe im Heimatdorf zurückgelassen. Mehr als drei Jahre später waren sie immer noch im Libanon. Einer der beiden Männer nahm, als er mir das erzählte, sein Handy aus der Hosentasche und zeigte mir ein Foto, auf dem im Hintergrund sein Haus zu sehen war. Er fuhr fort und meinte, dass dies das einzige Foto sei, welches er von dem Haus, in dem sie zuvor gelebt hatten, habe. Eine der beiden Damen, die auf der gegenüberliegenden Seite saßen, fügte

hinzu, dass sie nicht wisse, wie es den Zurückgebliebenen gehe, da sie bereits seit längerem nichts mehr von ihnen gehört habe, aber sie könnte eben auch nicht zurückkehren. Der Mann mit dem Handy erwähnte, dass sie nun mit den hundert Dollar Miete, die sie monatlich bezahlten, fast mehr zahlen würden als zuhause.

Mein fragender Blick wurde von den Frauen bemerkt und sie erzählten mir, dass sie zusätzlich auch Strom und jeden Kübel Wasser, den sie aus dem Brunnen am Ende des Lagers schöpften, extra bezahlen müssten. Woher sie denn das ganze Geld hätten, rutschte mir heraus – und noch im selben Moment dachte ich mir, dass eine solche Frage doch sehr unhöflich sei. Sie erklärten mir, dass ein Teil des Geldes der allerletzte Rest ihres Ersparnisses sei; außerdem hätten sie Schulden bei den Nachbarn. Ein weiterer kleiner Teil käme von Hilfsorganisationen und sie versuchten auch, selbst etwas zu verdienen. Dazu würden sie sich täglich an eine Straße am Rande des Lagers stellen und bis zu fünf Stunden warten, ob nicht vielleicht ein Bauer in der Umgebung einen Tagelöhner/eine Tagelöhnerin für umgerechnet 6–10 \$ brauchen könne. Während des Gesprächs stellte sich heraus, dass vor allem das Warten den Alltag dieser beiden Familien prägte. Das Warten darauf, dass sich die Situation im Heimatland verbessern würde. Das Warten darauf, dass jemand eine Arbeit finden würde. Das tägliche Warten, dass es Abend werden würde, und am Abend, dass der nächste Tag beginnen würde.

Diese Aussichtslosigkeit, in einem Land ohne legalen Aufenthaltsstatus und mit ständiger Angst vor der Armee zu leben, lässt die Vorstellung eines Paradieses zu etwas sehr Trivialem werden. Im Vordergrund steht der Wunsch, einfach nach Hause zu können, das Paradies wieder im eigenen Haus leben zu können. Ob es denn jemanden gebe, der nicht nach Hause wolle, fragten sie mich, als wir darüber sprachen, was sie nach dem Bürgerkrieg tun wollen. Ein Bürgerkrieg, dessen Ende auch heute, ein halbes Jahr nach meinem Aufenthalt, noch lange nicht in Sicht zu sein scheint. Damit rückt der Traum vom Heimkommen, der Traum vom Paradies, für diese beiden Familien und auch für viele andere Betroffene in immer weitere Ferne.



Anna Katharina Kleinoscheg, geb. 1993 in Graz. Absolviert derzeit das Masterstudium Internationale Entwicklung an der Universität Wien.

Foto: Kleinoscheg

Von der paradiesischen Freiheit des Erwachsenwerdens

Von Markus Holzmannhofer

Das Leben gleicht einer Achterbahnfahrt: Wird man in manchen Abschnitten von der Bahn nach oben gezogen und zu manchen Zeiten ordentlich in den Sitz gedrückt, so dürfen auch die leichten Unwohlsein auslösenden Momente der Schwerelosigkeit nicht fehlen, bevor die rasante Fahrt weitergeht. Dabei sind es nicht die Augenblicke der Schwerelosigkeit, in denen uns manchmal die Galle etwas hochsteigt, die uns zu Fans der rasanten Fahrt machen. Es sind die Augenblicke, in denen man wieder einen festen Sitz unter seinem Hintern spürt, die einem schließlich einen Freudenschrei über die Lippen kommen lassen. Diese Momente sind es, die uns dazu bewegen, vollkommen überteuerte Tickets für Freizeitparks zu kaufen, und aufgrund derer uns eine Fahrt auf dem Lebenskarussell immer wieder Spaß macht.

Trotzdem hat die Art des Erlebens, ohne dass wir es zuvor wissen, enormen Einfluss auf die weitere Fahrt. Beim ersten Erleben eines in der Technik so genannten Zero G-Moments lässt die Furcht wohl bei jeden und jeder die Fingerknöchel vor Anspannung weiß werden. Einschließende Hormone tun ihr Übriges, um die Fahrt zu einem der unglaublichsten Momente im Leben zu machen. Mit zunehmender Häufigkeit nimmt dieser erste Kick jedoch ab und man kann so einerseits die bekannte Fahrt weitaus mehr genießen und andererseits – z. B. durch Loslassen des Bügels – ganz neue Freiheiten im Fahrgeschäft erleben.

In verschiedenen Lebensabschnitten eines jungen Menschen kommt es immer wieder zu Zeiten großer Freiheit. Meistens treten diese parallel zu den wohlverdienten Abschlüssen solcher Abschnitte auf und markieren die Zeitspanne bis zur nächsten Herausforderung. Ob nun zwischen Unterstufe und Oberstufe, Oberstufe und Studium oder Beendigung des Studiums und dem Beginn des ‚richtigen‘ Arbeitslebens: Aus der Ferne betrachtet scheinen diese Abschnitte schlichtweg der Himmel auf Erden zu sein. Keine Verpflichtungen, kein Stress und keine Sorgen. Das Leben steht für wenige Momente still; man kann sich dem Reisen widmen und endlich Zeit

finden, ein gutes Buch zu lesen oder zu kurz gekommene Freundschaften wiederzubeleben. Schließlich ist es doch auch ein wenig Motivation, um die Strapazen im Endstadium des vorausgehenden Abschnitts, sei es nun zum Beispiel die Matura oder der Studienabschluss, zu überstehen und sich auf das ‚Leben danach‘ zu freuen.

Doch wie sonst auch des Öfteren trägt der Schein. Denn gemeinsam mit der gewonnenen Freiheit bekommt man auch immer ein Stück mehr Verantwortung aufgeladen; hauptsächlich Verantwortung für das eigene Leben. Plötzlich muss man sich mit Sozial- und Haushaltsversicherungen, Bankangelegenheiten und steuerrechtlichen Details herumplagen – ganz zu schweigen vom Druck, ganz allein für den Verlauf des eigenen Lebens verantwortlich zu sein. Natürlich, dieser Druck ist auch sonst immer da, aber solange man sich in den abgegrenzten Bereichen von Schule und Studium befindet, bestimmen äußere Faktoren das eigene Leben mit und so ist es zumindest möglich, sich in diesen Bahnen von Zeit zu Zeit ein wenig treiben zu lassen. Auch werden bei jüngeren Erwachsenen noch viele Aufgaben des Lebens von den Eltern abgefedert, so dass viele beim Übergang in die neue Realität zuerst einmal ein wenig stolpern.

Dabei geht es nicht nur darum, ob die eigenen Entscheidungen besonders konservativ oder progressiv getroffen werden, von Interesse sind primär die Auswirkungen dieser Entscheidungen auf einen selbst und die eigene Umwelt. Wer einmal auf Wohnungssuche war, weiß, worauf man beim nächsten Mal zu achten hat. Gehaltsverhandlungen führen sich leichter, wenn man schon einmal einem potentiellen Chef gegenübergesessen ist und von den eigenen Stärken überzeugen musste – und auch bei Versicherungen arbeiten letztlich Menschen, die einem schlichtweg etwas verkaufen wollen. Diese und noch viele weitere Dinge wollen aber gelernt und erfahren sein. Das bedeutet auch, dass sich der eine oder andere Fehler einschleicht und Entscheidungen plötzlich nicht mehr aus vollster Überzeugung, sondern mit einer



RESANITA, TRANSPLANT (Reiseprojekt Südosteuropa), 2013. © RESANITA

gehörigen Portion Zweifel getroffen werden. Ein gewisses Lehrgeld hat man schließlich auch an das Leben zu zahlen; man sollte es allerdings immer als eine gewinnbringende Investition in die Zukunft sehen.

Genau das ist es auch, was uns das Leben lehren will. Ich selbst stehe gerade vor der größten Veränderung meines bisherigen Lebens, nämlich dem Sprung vom wohligen Studierendendasein hinein in das stressige Erwachsenenleben. Jobverhandlungen, die Wohnungssuche und die Verlagerung des Lebensmittelpunktes forderten mich in den letzten Wochen mehr als nur einmal heraus. Ich hatte das Glück, von meinen Eltern zur Selbstständigkeit erzogen worden zu sein, doch diese Herausforderungen ließen von Zeit zu Zeit auch in mir ein Gefühl des Unwohlseins aufkommen. Mir ist dabei aber bewusst, dass mit dem Jobantritt und der Eingewöhnung in die neuen Lebensumstände bald wieder ein Gefühl der inneren Zufriedenheit kommen wird und ich meine Erfahrungen aus der jetzigen Zeit abspeichern kann, um für ähnliche Umstände gewappnet zu sein.

Die Freiheit des Erwachsenwerdens besteht also nicht nur darin, zu tun und zu lassen, was man möchte, sie birgt die Möglichkeit und verlangt geradezu, sich selbst auf verschiedene Art und Weise kennenzulernen. Auch

wenn man von Rechts wegen schon lange den Status eines Erwachsenen eingenommen hat: Die Möglichkeit, sich an jugendlicher Freiheit zu erfreuen, wird es immer geben. Wichtig ist dabei nicht nur, dass man bei allen Höhenflügen nicht die Bodenhaftung verliert, sondern auch die Erkenntnis gewinnt, dass es gerade die Fülle neuer Erfahrungen ist, die das Leben spannend macht. Momente der Ruhelosigkeit und Anspannung wird man nicht vermeiden können, doch bieten sie das Potenzial, das Leben in Zukunft erfüllender zu gestalten. Schließlich gibt es in einem Vergnügungspark nicht nur eine Attraktion, die einem sprichwörtlich den Atem raubt, Achterbahnen findet man an jeder Ecke. Man muss sie nur als solche erkennen.

Markus Holzmannhofer, BSc,
ursprünglich aus Oberösterreich.
Studium der Technischen Physik an der
TU Graz. 2010–2017 Bewohner der
Katholischen Hochschulgemeinde Graz.
Langjähriger Heimsprecher und Mit-
arbeiter in der KHG. Derzeit Strategic
Projects & Quality Management bei der
A1 Telekom Austria AG in Wien.



Foto: BobArt

Jesus, der Mensch

Christine Rajič im Gespräch mit dem Germanisten und Autor Hans H. Hiebel



Jochen Höller, O.T.
(Installation in der Leechkirche), 2017.
© Höller Foto: Kölbl

Jesus, der Mensch. Eine historische Annäherung in Romanform – so der Titel eines 2017 in Erstauflage erschienenen Jesusbuches. Der 1941 in der ČSSR, dem heutigen Tschechien, geborene Autor Hans H. Hiebel war von 1985 bis zu seiner Emeritierung 2009 Ordinarius für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, in der er sich u. a. mit den Schriften Franz Kafkas, Henrik Ibsens und Georg Büchners befasst hat, kann er auch auf eine Reihe literarischer Veröffentlichungen verweisen. Sein jüngstes Buch ist der Versuch einer literarischen Auseinandersetzung mit dem Leben und Wirken jener Person, die den zeitlichen – und sehr bald auch theologischen – Anfangs- und Mittelpunkt einer Weltreligion verkörpert.

Christine Rajič: Sie beschäftigen sich als Wissenschaftler und Autor mit Literatur. Bereits mehrere Werke – sowohl Prosa als auch Lyrik – liegen von Ihnen vor. In Ihrem jüngsten Roman steht erstmals die Beschäftigung mit der Person Jesus von Nazaret im Zentrum. Wie ist es zu dieser Entscheidung gekommen?

Hans H. Hiebel: Eine Vorlesung eines Germanistik-Kollegen hat sich mit

Gotthold Ephraim Lessing beschäftigt. Von ihm gibt es ein Theaterstück, das den Titel *Die Juden* trägt. Hier werden zwei verfeindete Religionsgemeinschaften – Christen und Juden – miteinander konfrontiert. In diesem Stück verkleiden sich Christen als Juden. Irgendwann kommt ein Samariter und pflegt einen Verletzten, der glaubt, es handle sich um einen Christen. Erst gegen Ende des Stücks stellt sich heraus, dass der vermeintliche

Christ ein Jude ist und die angeblichen Juden verkleidete Christen sind. *Die Juden* kann als ein prosemitisches Theaterstück charakterisiert werden, das sich gegen den Judenhass wendet. Mein Kollege hat dieses Theaterstück schließlich mit der Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter in Verbindung gebracht, die offenbar die Vorlage dafür bildet. Die entscheidende Erkenntnis ist, dass es nicht nur um Brüderlichkeit,

sondern um die Feindesliebe geht. Dieser Gedanke hat mich so fasziniert, dass ich begonnen habe, mich näher mit dieser Thematik zu beschäftigen.

Die Vorlesung Ihres Kollegen kann demnach als Initialzündung gewertet werden. Wie kann man sich die nächsten Schritte Ihres Herantastens an das neutestamentliche Zeugnis des Lebens und Wirkens Jesu vorstellen?

Parallel zur Beschäftigung mit der Beispielerzählung vom barmherzigen Samariter habe ich einen Lektürehinweis bekommen: Gerd Theißens und Annette Merz' Buch *Der historische Jesus* – ein bibelwissenschaftliches Lehrbuch, das sich dem historisch-kritischen Methodenkanon verpflichtet weiß. Ich habe das Buch – und auch weitere historisch fundierte Bücher zu Jesus von Nazaret – gelesen. In Ergänzung dazu habe ich eine Lehrveranstaltung beim Neutestamentler Christoph Heil besucht, dort habe ich viele wertvolle Informationen sammeln können. Langsam habe ich mich also auf historisches und theologisches Gebiet vorgewagt – als Laie und als Literat.

Während der Lektüre fällt auf, dass der Schwerpunkt Ihres Romans in der sprachlichen Auseinandersetzung mit der Predigt Jesu liegt. Seine Werke (Heilungen und andere Wundertaten) scheinen nur gelegentlich im Hintergrund auf.

Von Gerd Theißens gibt es auch einen Roman (*Der Schatten des Galiäers*). Dieser konzentriert sich stark auf das politische Geschehen zur Zeit Jesu. Vermisst habe ich darin eine Auseinandersetzung mit den Predigten Jesu. Da ist in mir der Plan gereift: Du müsstest ein Buch schreiben, in dem auch die wichtigsten Gleichnisse und Aussprüche Jesu eine Rolle spielen. An den Wundertaten hatte ich Zweifel. Sie würde ich eher metaphorisch oder als Beglaubigungsversuche auslegen, damit Jesu Stimme mehr Gehör bekommt. Neben Lessing habe ich mich auch mit Hermann Samuel Reimarus befasst, der als erster religionskritischer Theologe Europas gelten kann. Er hat z.

B. die Beobachtung gemacht, dass sich die Evangelisten in der Darstellung des leeren Grabes widersprechen, weshalb er an dessen Historizität zweifelte. Damit war letztlich ein Anfangspunkt der religionskritischen Betrachtungsweise gesetzt.

Reimarus und Lessing zitieren Sie auch im Prolog Ihres Buches, der den Interpretationsrahmen für das später Erzählte bildet.

Genau. Der Prolog betont: Ich gehe in den Fußstapfen des Reimarus und des Lessing. Lessing hat ja geschrieben, dass es darum gehe, das Gute zu tun, weil es das Gute sei, nicht weil besondere Belohnungen dafür zu erwarten seien. Daher hat in meinem Buch der Jünger Thomas – in der Tradition als der Zweifelnde stilisiert – das letzte Wort, obwohl durch seine Worte die Ansichten der anderen Jünger nicht unbedingt entwertet werden. Thomas bringt sozusagen die Position des Reimarus bzw. der Aufklärung in die Diskussionen der Jünger Jesu ein. Auch zur Zeit Jesu, also zu einer Zeit, in der noch lange nicht von Aufklärung die Rede sein kann, gab es rationalistische Stimmen – die Sadduzäer haben z. B. nicht an ein Leben nach dem Tod geglaubt. Und es gab ja durch die griechische Philosophie beeinflusste Prediger, die dem Jünger Thomas inhaltlich gewissermaßen nahestanden. In den Auseinandersetzungen unter den Jüngern werden entsprechend schwere Gewichte einander gegenübergestellt.

Die Dialoge der Jünger, die den engsten Kreis um Jesus bilden, stehen im Zentrum Ihres Buches. Dadurch wird man unmittelbar in die Erzählung eingeführt, kommt in der erzählten Zeit der Geschehnisse an. Welche Funktion soll diese Darstellungsweise erfüllen?

Im Prinzip geht es um eine Art Exegese der Gleichnisse und Aussprüche, um eine Interpretation, die durch die verschiedenen Stimmen der Jünger gebrochen ist. Deren Stimmen weichen zwar ein wenig voneinander ab, halten sich aber doch an den Wortlaut Jesu und versuchen diesen zu deuten. Die Schilderung der

Örtlichkeiten, Sitten und Rituale habe ich der Sekundärliteratur entnommen, die Beschreibung der Figuren hingegen ist reine Fiktion. Insofern ist das Ganze doch auch eine Phantasie, allerdings eine Phantasie, die versucht, möglichst nahe an die damalige Realität heranzureichen. Die Mythen und Ungewissheiten sollten beiseitegelassen und was einigermaßen haltbar ist in die Mitte gestellt werden.

Diese Entscheidung hat zur Konsequenz, dass die Ostererscheinungen nur beiläufig erwähnt werden – interpretiert als eine Vision, die Simon zuteilwird.

Mir hat da Thomas als Wortführer eingeleuchtet, der meinte, dass die wahre Katastrophe der Tod des *Menschen* Jesus ist, der für die Feindesliebe gepredigt hat. Dieser absolute Gegensatz von Güte auf der einen und mörderischer Brutalität auf der anderen Seite. Für ihn gibt es kein Leben nach dem Tod, keine Auferstehung von den Toten. Das ist die Position eines Aufklärers.

Es gibt ein Kapitel, das die Überschrift *Die Wende* trägt. Vor dieser Wende steht der Begriff der Barmherzigkeit im Zentrum Ihrer Darstellung der Predigt Jesu. Auf den Wendepunkt folgt die Entscheidung Jesu, mit seinen Jüngern nach Jerusalem zu pilgern. Gleichzeitig verlagert sich das inhaltliche Gewicht hin zu einer Gerichtspredigt. Was wollten Sie mit der dadurch erreichten Spannung ausdrücken?

Die Überschrift *Die Wende* habe ich vor allem deshalb gewählt, weil in Caesarea Philippi eine Grenze erreicht worden ist. Jesus hat offenbar nicht mehr die Zustimmung bekommen, die ihm zuvor zuteilgeworden war. Es kommt also zu einer Wende aufgrund einer gewissen Enttäuschung. Da gibt es dann ja auch einen entsprechenden Ausspruch in Mt 11,20–24. Von der Wende gezeichnet, folgt der Versuch, in Jerusalem ein Exempel zu statuieren. Da wird auch immer wieder Johannes der Täufer mit seiner Gerichtspredigt beschworen. Das ist ein dramaturgischer Verlauf bis zur Kreuzigung.



RESANITA, Projekt Wald (Südburgenland), 2017. © RESANITA

Gerd Theißen hat mir zugestimmt, dass man diese Dramaturgie tatsächlich als historisch wahrscheinlich annehmen kann. Es kommt in Jerusalem ja auch zu keinen Heilungen mehr. Es geht abwärts. Mir scheint das Umstoßen der Händlerische vor dem Tempel eine Art Verzweiflungstat zu sein – bis zur letzten Sekunde mit der Hoffnung verbunden, dass es noch den großen Umschwung geben werde, dass die Königsherrschaft Gottes in letzter Minute eintreten werde.

Die Jünger Jesu stehen in Ihrem Roman in regem Austausch miteinander; sie tauschen Positionen aus, streiten miteinander. Jesus gegenüber halten sie allerdings eine Distanz aufrecht, wenig wird mit ihm selbst ausverhandelt. Haben Sie damit bewusst eine Leerstelle konzipiert?

Ja, das ist bewusst, und zwar deshalb, weil ich nicht gewagt habe, Jesus etwas anderes sprechen zu lassen als das, was einigermaßen durch die Evangelien verbürgt ist. Es wäre in meinen Augen etwas blasphemisch und arrogant gewesen, hier Fiktionen einzubringen. Obwohl die Aussagen

der Jünger fiktional sind, wäre mir eine Zwiesprache zwischen Jesus und den Jüngern zu gewaltig vorgekommen. Das habe ich nicht gewagt.

Was erwarten Sie sich von Ihren LeserInnen? Was sollten diese aus der Lektüre Ihres Buches mitnehmen?

Auch wenn ich weiß, dass es andere mögliche Zugänge gibt: Ich würde mir wünschen, dass man v. a. den Ethiker Jesus in den Mittelpunkt stellt, die Feindesliebe als Gebot übernimmt und sein Handeln bewusst nach den Vorgaben Jesu gestaltet. Wir wissen, wohin Feindeshass und Pauschalurteile führen: Weltkrieg, Shoah, Terrorismus. Daneben gibt es allerdings auch einen aufklärerischen Standpunkt – da sympathisiere ich stark mit dem Jünger Thomas: Tote können nicht wieder zum Leben auferstehen, zumindest nicht in handfester Art und Weise. Das sehe ich bei Lessing verbürgt, wenn er sagt, dass man das Gute um des Guten willen tun solle und nicht, weil man sich Belohnungen im Jenseits erwartet. Ein Anliegen ist es, die Vorstellung einer Belohnung im Jenseits als Fiktion zu klassifizieren.

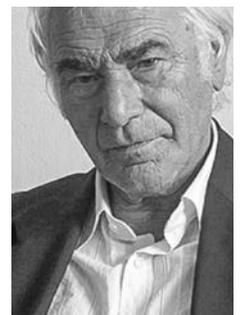


Foto: Jauk

Prof. Dr. Hans Helmut Hiebel, geb. 1941 in Reichenberg im Sudetenland. Aufgewachsen in Bayern, Studium in Erlangen. 1985–2009 O. Univ.-Prof. für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft in Graz. Publikationen über Franz Kafka, Georg Büchner, Samuel Beckett, die Lyrik des 20. Jh. Außerdem eine Lebensgeschichte in drei Bänden: *Und keine Wiederkehr*, *Gelbes Gelächter*, *Nanu*. Gedichte: *Lichtasche*.

Ein Wort.

Wie wär's mit dem Paradies? Die Verteidigung einer uralten Sehnsuchtsvorstellung.
Von Diemut Stangl

Ein Haus, groß und geräumig, dabei immer sauber und aufgeräumt. Darin Kinder, die friedlich und fröhlich spielen. Ein Tisch, auf dem immer ein schmackhaftes und gesundes Essen steht. Eine Bibliothek, in der unzählige Bücher stehen und dazu ein Lesesessel, in dem Zeit keine Rolle spielt. Ein Sofa, auf dem immer jemand sitzt, der Lust auf spannende und tiefgehende Gespräche hat. Ein Bett, das ununterbrochene Nächte und erholsames Erwachen bietet. Ein ruhiges Eckchen, in dem Beten und Stillsein ganz einfach werden. So sieht mein Paradies aus, ergänzbar durch alles, was eine Mutter von zwei kleinen Kindern, die auf einer Baustelle lebt, sonst noch vermisst.

Paradiesvorstellungen sind sehr unterschiedlich. Jede und jeder erträumt sich das eigene Paradies anders, diesen ‚Ort‘, der ganz am Anfang und ganz am Ende der Bibel und der christlichen Glaubensvorstellung steht. ‚Mein‘ Paradies hat sich auch im Laufe meines Lebens immer wieder verändert: vom typischen Schlaraffenland, das man sich als Kind vorstellt, hin zu einem nicht mehr klar auszumalenden Zustand der Gottesnähe.

Paradiesvorstellungen sind jedoch problematisch. Denn wie der alte Vorwurf der Religionskritik zu Recht festhält, diene die Vorstellung der Glückseligkeit im Jenseits oft als billige Vertröstung: *Nein, wir müssen uns nicht um die Rechte der Arbeiterinnen und Arbeiter kümmern, denn alle Tränen werden doch ohnehin im Paradies abgewischt werden. Es ist nur recht und billig, hier auf Erden zu leiden, schließlich muss das himmlische Jerusalem auch verdient werden.*

Fromme Sprüche, die zu Recht verurteilt gehören. Doch in Wirklichkeit sind die Zeiten solcher Vertröstungen längst vorbei. Diese Art der Religionskritik hat sich überlebt. Denn wir leben in säkularen Zeiten und selbst in den Kirchen habe ich schon sehr lange niemanden mehr vom Paradies reden gehört. Vielmehr wird dort davon gesprochen, dass wir den Benachteiligten helfen, für die Sprachlosen sprechen und die Schöpfung bewahren müssen. Und ja, das müssen wir auch.

Aber es verwundert mich doch, dass daneben nicht auch noch Platz fürs Paradies ist in unseren Predigten und Gebeten. Denn während die Kirchen weitgehend ohne auskommen, stolpere ich andernorts häufig über das Paradies: in der Werbung, Geschenkeparadies, Blumenparadies, Kinderparadies. Das Paradies ist ständig und überall im Angebot, nur dort nicht, wo es eigentlich herkommt.

Ich vermute, dass alle Menschen sich insgeheim nach einem perfekten Ort sehnen. Einem, an dem alles gut und schön ist, an dem kein Schmutz, keine Schwierigkeiten existieren. Wahrscheinlich träumen sich viele von uns manchmal an diesen Sehnsuchtsort, während wir ganz real im Schlamassel des Alltags feststecken. So ein Ort tut gut, der Gedanke daran erlaubt uns eine kleine Pause, ein Atemholen; man könnte auch sagen: eine Flucht.

Kein Wunder, dass die Werbung diese Sehnsucht nach Flucht nützt. Aber warum reden nicht auch die Kirchen, deren urreigenstes Territorium doch das Paradies sein müsste, wieder davon?

Sich das Paradies auszumalen, davon zu träumen, tut gut. Ja, es ist eine Flucht aus der Realität. Aber genau das brauchen wir manchmal. Also los! Wie stellst Du Dir das Paradies vor? (Im Ernst, aber gerne mit Humor.)

Und plötzlich wird mir klar, wonach ich mich wirklich sehne. Ich erkenne, was ich gerade brauche, um weiterhin meine Arbeit tun, um meinen Alltag bewältigen zu können. Ich bekomme einen klaren Blick, sowohl auf meine Wünsche als auch auf meine Bedürfnisse, auf das, was wirklich notwendig ist.

Und alles das, die kleinen, die lustigen, die verwegenen Wünsche – ich bringe sie zu Gott. Und ich weiß, bei ihm werde ich einmal wunschlos sein. Ich merke: Abgesehen von vielen Wünschen habe ich vor allem ein großes Bedürfnis danach, von Gott erfüllt zu sein. Wenn ich innerlich versorgt bin, angefüllt mit Freude, Glaube, Vertrauen, dann habe ich das Paradies entdeckt. Gott hat es in mich hineingelegt.



Foto: Stangl

Mag.^a Diemut Stangl,
geb. 1987 in Tirol.
Studium der evangelischen Theologie in Wien
und in Hermannstadt/RO.
Seit 2013 evangelische
Hochschulseelsorgerin
in Graz. Verheiratet und
Mutter eines Sohnes
und einer Tochter.

Was lebt sich leichter?

Wer kennt sie nicht? Diese Sehnsucht, dass es einem selbst, den FreundInnen und der Familie – ja, am besten ‚allen‘ – gut geht. Kein Krieg, keine Ungerechtigkeit, kein Hungern, keine Naturkatastrophen, kein Abschied – vielleicht auch: kein Verlust, kein Leid, kein Tod. Allein anhand der letzten Bilder wird deutlich, wie anders unsere Erfahrungswelt ist und wie *u-topisch* diese Wunschvorstellungen sind. Diese haben nämlich keinen Ort, keinen Topos, den wir als endliche Lebewesen erfahren oder gar herstellen könnten. Aber gerade deshalb bleibt eine Sehnsucht nach diesem ‚Ort‘ des größten Glücks.

Religionen haben für diesen Ort verschiedene Namen: *Himmel, Himmelreich, Paradies, Tag des Messias, ...* Eine Art zwischenzeitliches Paradies kennt der Amida-Buddhismus. Dieses hat vor dem Eingehen ins Nirwana, dem eigentlichen Ziel, seinen Ort. Die Hoffnung auf das Paradies zielt auf Absolutes. Sie ist das Urverlangen des menschlichen Geistes und Herzens, aus einer im Argen liegenden Welt immer wieder aufzubrechen und sich auf die Suche nach jenem Zustand zu machen, in dem die Welt einmal angeblich angefangen hat und den sie auch irgendwann einmal wieder erreichen wird.

Wenn das Absolute aber mehr und mehr aus der Vorstellungswelt verschwindet und alles als nur zeitlich begrenzt gültig und höchstens von individueller Relevanz erlebt wird: Wo suchen oder erwarten wir dann das Paradies? Oder vielmehr: Wo erwarte ich dann ‚mein‘ Paradies?

Während wir selbst dieser Frage noch in aller Ruhe nachgehen und eine Antwort suchen, erreichen uns Botschaften von außen: Man wird aufgefordert, mit dem Badezimmer ein kleines Paradies zu schaffen, zwei Wochen im *Ferienparadies* zu verbringen, das *Kinderparadies* im Möbelhaus zu besuchen, die Gelder im *Steuerparadies* anzulegen und auf 10 m² ein privates oder gemeinschaftliches *Gartenparadies* zu gestalten. Wenn wir diesen Angeboten folgen, haben wir durchaus kurzfristig die Möglichkeit, uns von Bedrückendem freizumachen, abzuschalten und die Seele baumeln zu lassen. Das tut gut, ist schön und man fühlt sich *wie im Paradies*.



RESANITA, Projekt Wald (Südburgenland), 2017. © RESANITA

Mit viel Glück – und Zufriedenheit – können einige sagen, dass sie *das Paradies auf Erden* haben, da es ihnen sehr gut geht. Die Frage ist hier immer: Wohin blicke ich? Verwende ich ein Weitwinkelobjektiv und nehme ich auch größere Zusammenhänge und Situationen wahr? Richte ich meine Aufmerksamkeit auch auf Dahinterliegendes? Dies gilt für das persönliche Leben genauso wie für das globale Miteinander.

Das christliche ‚schon jetzt und noch nicht‘ benennt eine Spannung: Schon jetzt ist das Reich Gottes angebrochen, aber endgültig und auf Dauer wird es erst sein. Schon jetzt gibt es Erfahrungen vom *Himmel auf Erden* und von zutiefst empfundenem Glück, aber es handelt sich um begrenzte, kurze Momente. Vermutlich macht ja gerade das Wissen darum, dass sie nicht von Dauer sind, diese Erfahrungen so besonders wertvoll.

Im Sinne eines prämodernen Denkens tröstet die Erwartung eines ewigen Heilszustandes über die Trauer hinweg, dass alles Schöne zeitlich vergänglich ist. Postmodernes Denken weiß auch um die Vergänglichkeit des Momentes. Allerdings versteht es diesen mit einer besonderen Bedeutung, da es nicht auf Absolutes und Endgültiges zielt: *Carpe diem. – Nütze den Tag.* Erlebe dein Paradies hier und jetzt. Gestalte und mach' es dir!

Was lebt sich leichter? Die begründete Hoffnung, dass die Sehnsucht in dem uns zugesagten Himmel/Paradies einmal dauerhaft Erfüllung finden wird, oder die Überzeugung, dass es nur ein zeitweiliges ‚Paradies auf Erden‘ gibt?



Foto: Neuhold

Mag.^a Barbara Krottl,
geb. 1969 in Leibnitz.
1988–1992 Bankangestellte.
Studium der Selbstständigen Religionspädagogik und Fachtheologie in Graz und Tübingen. 2000–2002 Pastoralassistentin in Hausmannstätten. 2002–2011 pastorale Regionalreferentin der Stadtkirche Graz. Seit 2011 im Bischöflichen Pastoralamt, seit 2014 Stellvertreterin des Pastoralamtsleiters. Supervisorin und Coach/ÖAGG.

Bubble Paradise

Filterblasen bewahren uns beim Erkunden der Welt vor der Desillusionierung.
Von Harald Koberg

Da sitzen sie also wortkarg vor ihren Bierkrügen, die Hobbits aus ‚Der Herr der Ringe‘, während ihre Nachbarn den größten Kürbis der Saison feiern. Den Ring hat Frodo samt einem Finger in den Schicksalsberg geworfen. Die Welt ist gerettet und zuhause im Auenland heben die Leute angesichts der Rückkehr der Helden kaum eine Augenbraue. Ihre Engstirnigkeit hat sie vor den Sorgen um die Welt bewahrt. Ein Glück, dass die vier Abenteurer *Janosch* nicht kennen. Das biedermeierliche „Zuhause ist es doch am schönsten“ eines *Oh wie schön ist Panama* wäre in Frodos Situation wohl unpassend zynisch. Oder haben der kleine Bär, der kleine Tiger und die Tigereute aus Janoschs Kinderbuch doch alles richtig gemacht? Sie sind in die Welt hinausgegangen, um das Paradies zu suchen. Gefunden haben sie eine neue Perspektive auf ihr Zuhause – und damit die Zufriedenheit, die sie sich vom erträumten Panama erhofft hatten. Frodo hingegen hat zu viel von der Welt gesehen, um sich noch für übergroße Kürbisse begeistern zu können. In diese Unbeschwertheit findet er nicht mehr zurück.

Die *Generation Y*, also die zwischen 1980 und 2000 Geborenen, wird häufig durch ihre Unwilligkeit, sich festzulegen, definiert. Ob in Beziehungen, im Beruf oder der Lebensplanung: Wo immer es möglich ist, wird eine Tür offen gelassen. Es könnten sich ja noch interessantere Möglichkeiten auftun. Alles ist besser als Stillstand. Voll Sehnsucht nach Relevanz wird dem Tiger und dem Bären nachgeeifert; in der Hoffnung, Panama doch noch zu finden. Die Kinder der *Generation Y* bleiben nicht lange in einer Anstellung oder einer Beziehung, die sie nicht glücklich macht. Sie stellen die Lebenszufriedenheit gerne über traditionelle Statussymbole wie volle Sparbücher und abbezahlte Eigenheime. Und letztendlich pendeln sie häufig zwischen Frodo und dem kleinen Tiger, zwischen reflektierter Zufriedenheit und der Unfähigkeit, irgendwo ganz anzukommen.

Aber auch der Trend zur Rückkehr ins auenländische Dasein ist klar erkennbar. Mit seinen Hochbeeten und Wohnküchen geht das neue Biedermeier Hand in Hand mit Ernährungsbewusstsein und ökologischen Idealen und schließt so vielleicht



RESANITA, Projekt Wald, 2017. © RESANITA

auch den Spalt zwischen den kleinen Tigern und Bären und jenen, die gar nicht erst losgezogen sind. Hier entsteht das Paradiesische im engsten Umfeld, gerne auch begleitet vom bewussten Ausblenden der einen oder anderen Irritation.

Klammheimlich haben aber auch die Medien einen Weg gefunden, dieser rastlosen Generation beim Ankommen zu helfen. Und hier soll ganz bewusst nicht zwischen Information und Unterhaltung unterschieden werden. Als *Filterblasen* ist das Phänomen der Öffentlichkeit zum Begriff geworden und seine Ursprünge liegen im simplen Umstand, dass *Facebook* und *Twitter*, aber auch *Amazon* und *Netflix* wollen, dass wir uns in ihren Fängen wohlfühlen. Also werden Irritationen mittels Algorithmen vermieden: Gezeigt wird, was uns zufrieden macht. Und was das ist, lässt sich aus unserem Like-, Kauf- und Rezeptionsverhalten bestens ablesen. So können auch selbsternannte RebellInnen in ihrem Twitter-Account ein Panama finden; befüllt mit allerhand kritischen Gedanken, die ins eigene Weltbild passen, kommentiert von Menschen, die sich in ähnlichen Blasen bewegen. Die Positionen im politisch-ideologischen Spektrum bilden den Rahmen für eine Welt voller Gleichgesinnter. Und wer es nicht so kritisch mag, bekommt Katzenvideos.

Dank *Web 2.0* und *Algorithmen* können wir also die Welt durchwandern, ohne Komfortzonen zu verlassen. Wir können uns kritisch und reflektiert fühlen, ohne Gefahr zu laufen, aus dem Konzept gebracht zu werden. So entstehen weniger Frodos und mehr kleine Bären – auf Kosten einer ungefilterten Auseinandersetzung mit der Welt.



Foto: Anagnostopoulos

Mag. Harald Koberg, geb. 1984 in Graz. Studium der Philosophie und Volkskunde und Kulturanthropologie an der KFU Graz. Arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Pinaeva

„DIE ZUKUNFT IST NICHT MEHR DAS, WAS SIE EINMAL WAR“

Das Wissen um die Zukunft als eine der wesentlichen Bestimmungen des Menschseins bildete den Ausgangspunkt eines Vortrags- und Diskussionsabends, der zum Auftakt des aktuellen Studienjahres gemeinsam von der KHG und der KHG Community veranstaltet worden ist.

Unter dem Titel *Zukunftsbilder – Zukunftsgestaltung: Soziologische und theologische Zugänge* entwickelten der Soziologe Manfred Prisching und die Theologin Isabella Guanzini unter der Moderation von Rudolf Mitlöhner (*Die Furche*) einen mehrperspektivischen Denkhorizont. Prisching differenzierte grundlegende Triebkräfte verschiedener Gesellschaftsformen, die von der Vorsehung als Triebkraft traditionaler Gesellschaften bis hin zur Wahrnehmung von Kontingenz als Grundbefindlichkeit (post-)moderner Gesellschaften reichten. Diesen stellte er verschiedene geschichtsphilosophische Modelle zur Seite, die gesellschaftliche Gestaltungsformen markieren. Guanzini konzentrierte sich auf eine Zeitdiagnose und arbeitete konzise den ambivalenten Charakter gegenwärtiger Zukunftswahrnehmung heraus: Der

optimistische Humanismus sei zunehmend herausgefordert durch die Gefährdungspotentiale der Risikogesellschaft. Eine Diagnose, die in theologischer Hinsicht die Frage nach einem entsprechenden Widerstandspotential christlicher Theologie und Tradition evoziert, wie eingehend zwischen den ReferentInnen und dem Publikum erörtert worden ist. Angesichts eines vielfach wahrgenommenen Verlustes eindeutiger oder gar positiver Zukunftsbilder bestimmte Guanzini schließlich einen – (auch) theologisch reflektierten – Zärtlichkeitsbegriff bestimmter Prägung als den „einzigsten Heros, der in der Lage ist, den Kopf der Medusa abzuschlagen“.

Christine Rajič

WHAT ABOUT PARADISE?

Im Rahmen der Uni-Opening-Tage, die von 9.–11. Oktober 2017 in Kooperation zwischen der KHG und verschiedenen Studierendenorganisationen rund um die Grazer Leechkirche stattgefunden haben, wurde ein vielfältiges Programm mit Workshops, Vorträgen, einem Kinoerlebnis sowie Gebets- und Gesprächsmöglichkeiten geboten. An drei Tagen konnte die Gelegenheit genutzt werden, sich bei

angemessener Verpflegung (Paradeiseruppe) dem Thema *Paradies* auf verschiedene Arten zu nähern.

Bei sonnigem Wetter und steigenden Temperaturen konnten auf dem geöffneten Wiesengrundstück in der Zinzendorfsgasse 3 Möbel restauriert und Wabenrahmen für die Bienenstöcke in der Allmende hergestellt werden, das neue Kaffeehaus paul@paradise, der Garten, die vorchristlichen Ausgrabungen unter dem Leechhügel und die Pflanzenkapitelle in der Leechkirche



Foto: Kölbl

besichtigt werden. Ausgehend von der Installation des Künstlerinnenduos Resanita wurde versucht, individuelle Antworten auf folgende Fragen zu finden: Meint Paradies etwas unerreichbar Vergangenes? Etwas exklusiv Elitäres? Ein religiöses



Foto: Rinner

Märchen? Eine sozialromantische Utopie? Und wie geht das mit Papst Franziskus' Auftrag „Mischt euch ein!“ zusammen?

Ein herzliches Dankeschön fürs Mitwirken richten wir an das AAI, die Teams von paul@paradise und carla colorada, das Café Global, den Regisseur Markus Mörth, das Kulturzentrum bei den Minoriten und Natalie Resch, die KHJ, Sr. Gertraud Harb (vom Pastoralteam des Augustinums), Waltraud Schaffer vom Theozentrum, die Imkerfamilie Fritz und Elisabeth Brenner sowie an alle, die zum Gelingen der Gebete und Feiern beigetragen haben. Paradise ... to be continued ...

Barbara Wrann, Brigitte Rinner

KHG-COMMUNITYFAHRT NACH ADMONT UND TRAUTENFELS

Am späten Nachmittag gab es im Rahmen unserer herbstlichen Community-Fahrt nach Admont, Schloss Trautenfels und Pürgg bei der Johanneskapelle zu Füßen des Grimings nach Nebel und ein paar Regentropfen doch noch ein paar Sonnenstrahlen. Ein herzliches Dankeschön gilt Michael Braunsteiner, der uns in die Kunstwelt des Benediktinerstiftes Admont einführte, Katharina Krenn, die uns die von



Foto: Schaller

ihr kuratierte Ausstellung Gott und Welt in Trautenfels nahebrachte, und Pfarrer Peter Schleicher, der uns auf faszinierend-sensible Weise die großartige romanische Freskenwelt der Johanneskapelle in Pürgg erschloss.

Alois Kölbl

EINFÜHRUNGSTAGE IN HALOŽE

29.09. – 01.10.2017

Mitten in den Bergen Sloweniens läuft an einem Freitagnachmittag bei strahlendem



Foto: Kölbl

Wetter eine Gruppe von vierzig Menschen laut lachend wild durcheinander. Der Großteil dieser Gruppe hat sich ein paar Stunden zuvor das erste Mal gesehen und besteht aus neuen BewohnerInnen der KHG. Die Mitglieder der Katholischen Hochschuljugend und das Team der KHG haben bei den diesjährigen Einführungstagen in der slowenischen Stadt Halože ein tolles Programm zusammengestellt, um einander besser kennenzulernen und gemeinsam ein schönes Wochenende zu verbringen. Neben lustigen Kennenlernspielen gelang dies durch gemeinsames Musizieren und abendliches Zusammensitzen. Interessante Ausflüge und Besichtigungen verschiedener Kirchen, eine ganztägige Wanderung mit genügend Zeit zum Austausch und ausreichend kulinarisches Angebot machten das Wochenende absolut gelungen.

Maria Leitgab

WIR SAGEN DANKE!

Lieber Leo, wir dürfen dir hiermit offiziell den Titel *BESTER ZIVI DES JAHRES 2017* verleihen! Du warst eine Bereicherung für das KHG-Team, hast dich abgerackert, geschleppt, geschwitzt – aber auch im Sekretariat und in Stresssituationen gegläntzt und mit deinem kritischen und politisch interessierten Geist unsere Diskussionen und

unsere Arbeit bereichert! Studierenden und Mitarbeitenden bist du stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Außerdem bist du sportlich hochmotiviert und engagiert – ob beim Businesslauf in der Grazer Innenstadt oder beim KHG-Fußball; ganz abgesehen davon, dass du ein toller Kerl bist, den wir alle ins Herz geschlossen haben.

Danke, dass du mit uns ein Studienjahr in der KHG gestaltet hast! Wir danken dir für deinen Einsatz und freuen uns, dass du dich bei uns wohlfühlst und einiges mitnehmen konntest. Jetzt bleibt uns nur noch, dir für die Zukunft alles erdenklich Gute zu wünschen. Wir haben keinen Zweifel daran, dass du deinen Weg gehen wirst, und hoffen, dass du dem Quartier Leech treu bleibst. Kritische und (gesellschafts-)politisch interessierte Geister sind gefragt – denn als ChristInnen sind wir aufgerufen, die Gesellschaft mitzugestalten und christliche Werte einzubringen.

Stephanie Graf

UNSER NEUER ZIVI STELLT SICH VOR

Mein Name ist Matthias Ehrenhuber und ich leiste von Oktober 2017 bis Juni 2018 meinen Zivildienst in der Katholischen Hochschulgemeinde Graz. Ich bin 18 Jahre alt, lebe mit meiner Familie in Graz und habe im Juni 2017 die Matura am BRG Petersgasse erfolgreich abgeschlossen. Studieren möchte ich an der TU Graz, da ich schon von Kindheit an sehr technikbegeistert bin. Dies zeigt sich auch in der von mir verfassten Vorwissenschaftlichen Arbeit mit dem Titel *Dieselmotoren – Aufbau, Funktionsweise und Verbrennungsvorgang bei Verwendung verschiedener Kraftstoffe*. Ich kann mir ein Maschinenbau- oder Mathematik-Studium sehr gut vorstellen. In meiner Freizeit betreibe ich gerne Sport, um meinen Körper fit zu halten und mich darin wohlfühlen. Zu meinen Lieblingssportarten zählen Tennis, Radfahren, Skifahren sowie das Trainieren im Fitnessstudio. Einen weiteren Ausgleich zu meinem Alltag bietet mir die Musik.

Schon mit fünf Jahren begann ich Flöte zu spielen und wechselte bald darauf zur Gitarre. In der Schulzeit habe ich sieben Jahre lang in der Schulband mitgespielt; wir haben auch kleine Konzerte gegeben.



Foto: KHG Graz

Zur Entspannung treffe ich mich oft mit Freunden, gehe mit ihnen ins Kino oder verbringe auch einfach nur einen gemütlichen Abend mit ihnen auf der Terrasse. Während meines Zivildienstes möchte ich die Studierenden unterstützen und gleichzeitig einen Einblick in das Studierendenleben bekommen.

Matthias Ehrenhuber

MAG+S 2017 CENTRAL EUROPE

Closely united with God – so lautete das Motto des MAGIS-Treffens, das heuer von 14.–23. Juli von der tschechischen Jesuitenprovinz ausgerichtet worden ist. Das Motto ist den Satzungen entnommen, in denen als erste der beim Generaloberen gewünschten Eigenschaften genannt wird, „dass er sehr mit Gott unserem Herrn verbunden“ sei (Sa 723). Eng mit Gott verbunden zu sein, das gilt wohl nicht nur für den Generaloberen und andere Obere in der Gesellschaft Jesu, sondern für alle, die auf den Namen Jesu getauft sind. In der Gottverbundenheit zu wachsen, darum ging es auch bei den 17 Experimenten, die von 14.–20. Juli vor dem Abschlusstreffen in Prag in verschiedenen zentraleuropäischen Ländern angeboten wurden.

Eines davon waren die Wanderexerzitien auf dem Salzburger Almenweg, die von zwei Schwestern der Helferinnen und mir begleitet wurden.

An diesem Experiment nahmen 13 junge Menschen aus fünf verschiedenen Nationen teil. Wir übernachteten in einfachen Almhütten und legten täglich vier bis fünf Stunden im Schweigen zurück. Unterwegs gab es eine Schriftbetrachtung sowie ein Begleitgespräch mit jedem Teilnehmer und jeder Teilnehmerin. Wenn es das Wetter zuließ, feierten wir im Freien auch die Messe. Nach dem Abendessen versammelten wir uns zu einem Tagesrückblick, bei dem die Möglichkeit bestand, gemachte Erfahrungen miteinander zu teilen. Dabei wurde immer wieder die grandiose Bergwelt angesprochen, die dazu verhalf, die Spuren Gottes zu entdecken. Aber auch die für jeden Tag vorgesehenen Schriftstellen lösten bei den TeilnehmerInnen einiges aus.

Am 20. Juli machten wir uns dann gemeinsam auf den Weg nach Prag, wo wir mit allen anderen, die an einem Experiment teilgenommen hatten, zusammenkamen. Den Veranstaltern zufolge sollen es insgesamt 250 Personen gewesen sein! Zum Teil gab es ein Wiedersehen mit alten Bekannten, die schon voriges Jahr bei MAGIS in Polen dabei gewesen waren. Nach einem Eröffnungsabend mit Musik und Tanz fand am nächsten Tag eine spannende Podiumsdiskussion zum Thema *Contemplativus in actione* in der Jesuitenkirche St. Ignatius statt. Am Nachmittag gab es verschiedene Workshops und am Abend eine bewegende Versöhnungsfeier. Der darauffolgende Vormittag war geprägt von einem Stadtspiel, für das die TeilnehmerInnen in Gruppen aufgeteilt wurden und sich auf den Weg machten, um verschiedene Orte jesuitischen Wirkens zu besuchen. Am Abend fand das *Festival der Nationen* statt, bei dem besonders der Auftritt zweier syrischer Flüchtlinge berührte. Zum Abschluss des Treffens gab es am Sonntag eine Bootsfahrt auf der Moldau und anschließend eine gemeinsame Eucharistiefeier in der Kirche St. Salvator, deren Rektor der bekannte Theologe Tomáš Halík ist.

Zusammenfassend kann ich sagen – und ich spreche dabei wohl im Namen vieler –, dass die in den Experimenten gemachten Erfahrungen, die Begegnungen, das gemeinsame Beten, Singen und Feiern in Prag dazu beigetragen haben, die Verbindung mit Gott zu stärken und zu vertiefen.

P. Albert Holzknacht SJ

WORKCAMP

Einblicke in Leben und Arbeit der BewohnerInnen von Domokos

Hast du dich schon einmal gefragt, wie man Kartoffeln ohne maschinelle Hilfe erntet oder was *Sakuska* ist? Auf diese und andere Fragen haben neun Frauen und Männer eine Woche lang in Rumänien Antworten gesucht – und gefunden. Sie haben unterschiedliche Lebensgeschichten gehört und waren für jeweils einen Tag Gast in einer Familie. Anfang September machte sich eine Gruppe junger Frauen und Männer der KHG Graz und der Kath. Studierendenseelsorge des Bistums Dresden-Meißen mit zwei geistlichen Begleitern auf den Weg nach Domokos (Csikszentdomokos) – ein Dorf, das in der Region Siebenbürgen am Rande der Karpaten, also im ungarischen Teil Rumäniens, liegt. Dort erwarteten sie eine Woche lang Arbeiten, die den Alltag der Menschen vor Ort prägen – begleitet



Foto: Darvas

von einem spirituellen Rahmenprogramm mit Morgengebet, Tagesrückblick inkl. Austauschmöglichkeit und gemeinsamen Gottesdienstfeiern. Darüber hinaus erhielten sie allgemeine Informationen über das Leben der ungarischen Minderheit in Rumänien, die anstehenden Arbeiten und die Gastfamilien.

Dabei stand neben der Arbeit und der Unterstützung der Familien durch die TeilnehmerInnen der kulturelle Austausch im Vordergrund. Ob bei Holzarbeiten im Wald, bei der Kartoffelernte (von Hand!) oder bei der Zubereitung von Sakuska (= ein Gemüseaufstrich, der u. a. aus Möhren, Paprika, Zwiebeln, Tomaten und Auberginen besteht) – es gab viele Gelegenheiten, sich einzubringen und zugleich am Leben und der Gastfamilien teilzuhaben.

Die Gruppe hat die Gastfreundschaft und die Dankbarkeit, die ihr entgegengebracht worden sind, bewundert. Sie war erfreut, soviel gesehen und erlebt und einen tieferen Einblick in das Leben der Menschen vor Ort bekommen zu haben, was zum Abbau von Vorurteilen bzw. Klischees beigetragen hat. Insgesamt war es ein sehr schöner Mix aus Arbeit und Pause, Gebet und Austausch.



Foto: Liesner

Die Langfassung des Artikels ist erschienen in: *MOMENT leben ist mehr. Eine Zeitschrift aus Schönstatt von jungen Frauen für junge Frauen*

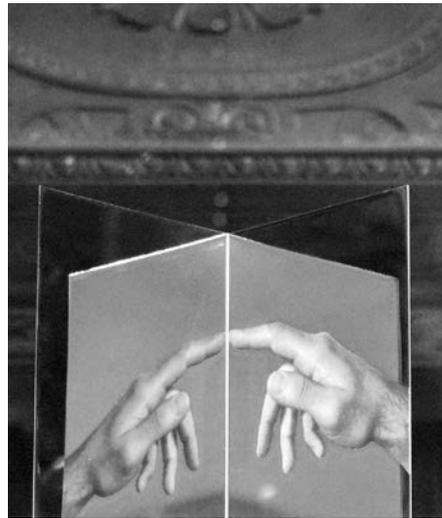
Kirsten Liesner

BIENNALEFAHRT 2017

13.–15. OKT.

Wenn die Biennale in Venedig ruft, ist die KHG Graz nicht weit. Auch heuer machte sich eine Gruppe von Studierenden, Kunstschaffenden sowie Kunst- und Kulturinteressierten auf den Weg, um sich durch enge Gassen, über weite Plätze und hunderte Brücken der Gegenwartskunst zu nähern. Naturgemäß lockten die Hauptschauplätze der Biennale: die Giardini und das Arsenal mit ihren

Länderpavillons, die – dem Motto *Viva Arte Viva* der diesjährigen Kuratorin



Michelangelo Pistoletto, Contatto, 2007.
Foto: Alois Kölbl

Christine Macel folgend – künstlerisches Denken und Arbeiten ins Zentrum rückten. Doch der Weg führte auch an James Lee Byars' goldener Stele, die eine Verbindung zwischen Erde und Himmel darstellt, am Palazzo Fortuny, dessen diesjährige Ausstellung *Intuition* um die Themen Spiritualität, Erleuchtung und Kreativität kreist, und der Kirche San Giorgio Maggiore vorbei, in deren Innenraum wie im angrenzenden Kloster die dem Künstler Michelangelo Pistoletto gewidmete Ausstellung *One and One makes Three* zu sehen ist. So manche Nachbesprechung dauerte bis in die frühen Morgenstunden, weshalb Venedig auch abseits des touristischen Trubels genossen werden konnte.

Die Biennale ist immer eine Reise wert, Venedig sowieso.

Michael Leitgeb

KHG OPEN 2017

Tennis is a mental game. Everyone is fit, everyone hits great forehands and backhands (Novak Đoković)

Das Wintersemester hat schon begonnen, was aber nicht heißt, dass die Studierenden nichts mehr für ihre Entspannung tun können. Ich, Viktor Stošić, hatte eine

schöne Gelegenheit, in Graz ein Tennisturnier zu organisieren. Das als *KHG Open 2017* betitelte Turnier hat am 15. Oktober im *Grazer Park Club* stattgefunden. Acht junge, motivierte Studenten haben teilgenommen. Die üblichen Tennisregeln haben wir für unsere Zwecke leicht adaptiert: Wir haben auf zwei gewonnene Sätze gespielt, ein Satz hatte jedoch vier Spiele und ein Tie-Break betrug fünf Punkte. Das Finale entsprach einer gewöhnlichen Partie. Das Turnier hatte insgesamt drei Runden: Auf eine erste Runde folgten das Halbfinale und das Finale (sowie ein über den dritten Platz entscheidendes Spiel). Ivan Tomić



Foto: Smoljan

machte den ersten Platz, Jure Marić den zweiten und ich den dritten. Für mich und die anderen Spieler war es eine wunderbare Erfahrung, weil wir zusätzlich zum Benefit der erbrachten sportlichen Leistungen neue Leute kennengelernt haben.

Viktor Stošić

VERNETZUNG DER HOCHSCHULPASTORAL IM IN- UND AUSLAND

Der Austausch mit KollegInnen auf nationaler und internationaler Ebene ist jedes Mal ein bereicherndes Erlebnis. Die diesjährige Herbsttagung der Konferenz für Katholische Hochschulpastoral (KHP), die vom 12.–13.9.2017 in der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart stattfand, trug den Titel *Veränderte Kommunikation – verändertes politisches und religiöses Bewusstsein*. Dabei konnten Eindrücke aus Politikwissenschaft, Publizistik, Journalismus und

der Landeszentrale für politische Bildung gewonnen und diskutiert werden. Auch die vielen verschiedenen Voraussetzungen für die Hochschulpastoral an unterschiedlichen Universitätsstandorten ist immer wieder ein Grund zum Staunen.

Das Vernetzungstreffen mit den österreichischen KollegInnen fand am 26. September 2017 in Wien statt. Dabei standen das gegenseitige Kennenlernen und die jeweiligen Schwerpunkte der Jahresprogramme im Zentrum.

Brigitte Rinner

FUSSBALL FÜR JEDERMANN – UND JEDEFRAU

Wo junge Menschen zusammenkommen, wird auch Fußball gespielt – das soll auch bei uns im Quartier Leech so sein. Jeden Montag finden sich von 17.30–19.00 Uhr fußballbegeisterte Studierende aus dem Quartier Leech in der modernen Sporthalle des Augustinums (Lange Gasse 2) ein, um sich in Form zu halten, am Hallenparkett die eigene Technik zu verbessern und HeimbewohnerInnen von ihrer fußballerischen Seite kennenzulernen. Es sei jedem/r geraten, sich diesem *Bandenzauber* auszusetzen, jede/r ist willkommen – eine Einladung, die sich gleichermaßen an Männer und das hierzulande derzeit fußballerisch erfolgreichere Geschlecht richtet.

Die MitspielerInnen gleichen als Team einem Schmelztiegel der Kulturen – durch das runde Leder kommen wir zusammen!



Foto: KHG Graz

Man muss nicht unbedingt etwas können; hier wird gespielt, gelernt, gestaunt und gelacht. Es werden aber auch Vorbereitungen für eine *spezielle Herausforderung* getroffen: Nach Monaten intensiven Trainings treten wir in einem Match gegen die laufstarken (und auch sonst sehr sportlichen) Schüler des Bischöflichen Internats an. Jeweils elf SpielerInnen (letztes Mal waren es ausnahmslos Männer) stehen einander am Sportplatz gegenüber. Zur letzten Partie sei gesagt: Wir brennen auf eine Revanche! Herzlich bedanken möchten wir uns abschließend bei Peter Rosegger, der das Fortbestehen der Fußball-Gruppe im Quartier Leech in den letzten Jahren mit viel Einsatz (und auch vielen Einsätzen) gesichert hat!

Fußballinteressierte melden sich bitte unter: 03hoedlh@gmail.com

Helmut Hödl

KHG-GOTTESDIENSTE

MO–FR 12:00, *Break4Prayer*, Hauskapelle, Leechgasse 24/II

SO 11:00, *Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard*, Leonhardplatz

SO 18:15, *Messe in der Stadtpfarrkirche*, Herrengasse 23

DI 7:15, *Messe in der Hauskapelle der KHG*, Leechgasse 24/II, anschl. gemeinsames Frühstück

MI 18:00, *Studierendengottesdienst in der Leechkirche*, Zinzendorfsgasse, anschl. Agape im John-Ogilvie-Haus

FR 7:15, *Messe in der Kapelle des John-Ogilvie-Hauses*, Zinzendorfsgasse 3

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543

BLZ: 20815

IBAN: AT312081503300700543

BIC: STSPAT2G

Verwendungszweck:

DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:

Mag.^a Christine Rajič

Redaktion:

Jennifer Brunner, MA MA BA

Mag. Martin Gsellmann

Agnes Hobiger

Mag. Harald Koberg

Mag.^a Martina Linzer

Dr. Florian Mittl

Mag.^a Helga Rachi

Günter Schuchloutz

Mag.^a Theresa Stampler

Mag.^a Diemut Stangl

Mag. Anton Tauschmann

Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz

Tel. 0316 / 32 26 28

www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rajic@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: rajic@khg-graz.at

Cover: RESANITA, Paradise

(Installation bei der Leechkirche), 2017.

©RESANITA Foto: Kölbl



- Gebäudetechnik
- Sicherheitstechnik
- Photovoltaik
- Service und Wartung



HERESCHWERKE Regeltechnik GmbH
Franz-Heresch-Straße 2
8410 Wildon

Tel.: +43 (3182) 22 16 - 0
Fax: +43 (3182) 22 16 - 250
E-Mail: contact@hereschwerke.com

KHG-ANKÜNDIGUNGEN



MIT DER BIBEL IN DEN ADVENT

Eine Woche mit der Bibel – mitten im Leben

Start-Treffen: **MI 29. NOV, 19:30** | Abschlusstreffen: **MI 6. DEZ, 19:30**

Ort: TheoZentrum, Johann-Fux-Gasse 31

Begleitung und Anmeldung (bis 24. NOV): P. Albert Holzknecht SJ, Sr. Vanda Both sa, Sr. Dorothea Gnau sa



ADVENTLITURGIE IN DER KHG

Sonntagsgottesdienste in der Stadtpfarrkirche zum Heiligen Blut: **3., 10., 17. DEZ, 18:15**

Roraten in der Leechkirche: **jeweils MI 6., 13., 20. DEZ, 6:00**

Christmette in der Leechkirche: **SO 24. DEZ, 24:00**



„DU FÜHRST MICH HINAUS INS WEITE.“ (PS 18,20)

Ignatianische Einzelexerzitien für junge Erwachsene

FR 16. FEB – FR 23. FEB im Stift Admont

Begleitung: Dorothea Gnau sa, Vanda Both sa, P. Albert Holzknecht SJ

Info und Anmeldung: holzknecht@khg-graz.at



KHJ-FEBRUAREXKURSION IN DIE SLOWAKEI

FR 09. FEB – SO 18. FEB

Die traditionelle Februarexkursion der Katholischen Hochschuljugend Österreichs führt dieses Jahr in die Slowakei. In Begegnungen mit verschiedenen Organisationen und Gruppierungen vor Ort wird es um religiöse und gesellschaftspolitische Fragestellungen gehen.

Infos und Anmeldung: graz@khjoe.at

seit **MO**
16 Oktober

MAGIS-GRUPPE

Glauben konkret leben durch verschiedene Experimente, 14-tägig, jeweils MO 19:30
Kontakt und Anmeldung: both@khg-graz.at, holzknecht@khg-graz.at
Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34
Neuzugänge sind jederzeit möglich!

NOV 2017

www.khg-graz.at

SA
25

14:00 – 16:00 **ADVENTKLANZBINDEN DER KHJ**
Unkostenbeitrag: für KHJ-Mitglieder 5€, für Nichtmitglieder 10€
Anmeldung: wrann@khg-graz.at
Vortragssaal der KHG, Leechgasse 24

DI
28

19:00 **TAIZÉ-GESETZ**
Stiegenkirche, Sporgasse 21

DEZ 2017

www.khg-graz.at

FR
1

18:00 **DA PACEM: MEDITATIVE MUSIK AUS DER RENAISSANCE**
Benefizkonzert zugunsten DANAIDA: Bildung und Treffpunkt für Frauen
unter der Leitung von: Claire Pottinger-Schmidt und Astrid Horn
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

MI
06

MI
13

MI
20

06:00 **RORATEN IM ADVENT**
anschließend gemeinsames Frühstück
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3 (in Koop. mit KHJ, Forum GWK, Theozentrum)

MO
11

FR
15

BOOKS4LIFE – BÜCHERFLOHMARKT IM QL
Leechgasse 24

DO
14

15:00 – 18:00 **ADVENTOGETHER IM QL**
mit Glühwein & Weihnachtsgebäck, Workshops zur Herstellung von ReUse-Weihnachtsschmuck, einem PopUp-Store von **Carla Colorado** (der Upcycling-Möbellinie der Caritas), einer Kleidertauschbörse und dem Bücherflohmarkt von Books4Life
Leechgasse 24

DO
14

19:30 **BENEFIZKONZERT FÜR DIE VERKÄUFERINNEN DES MEGAPHONS**
es singen: das vokalatelier quartier leech gemeinsam mit dem Megaphon Chor und dem Her(t)z Frequenz Chor
Kirche St. Andrä

FR
15

19:00 **CHARITY GOSPELKONZERT DES LEO CLUB GRAZ GLOCKENSPIEL**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

SA
16

17:00 **STEIRISCHE HIRTEN- UND KRIPPENLIEDER VON SEPP SPANNER**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

SO
24

24:00 **CHRISTMETTE IN DER LEECHKIRCHE**
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

DO
28

MO
01

FAHRT ZUM TAIZÉ-TREFFEN NACH BASEL
Infos und Anmeldung: both@khg-graz.at

JAN 2017

www.khg-graz.at

DO
18

19:00 **VERNISSAGE: SOME DESIGNERS. CENSUS**
QL-Galerie, Leechgasse 24 | zu sehen bis Ende FEB

SO
28

07:30 **GOTTESDIENST IN DER JUSTIZANSTALT KARLAU**
einen Gottesdienst gemeinsam mit Insassen feiern
Anmeldung: both@khg-graz.at

What About Paradise?

Es gibt Ärger im Paradies. Die *Paradise Papers* zeugen davon. Darin ist freilich nicht von einer religiösen Wirklichkeit die Rede, sondern von einer wirtschaftlich-finanziellen. *Paradise* steht hier für eine Schattenwelt der Finanzwirtschaft, ein weltumspannendes Netzwerk, das nicht jedem/r zugänglich ist. Es ist umgeben von einer Aura des Exklusiven. Ein Paradies für nur wenige Auserwählte. Was können und müssen wir einer solch ambivalenten Paradiesvorstellung entgegensetzen?

Christine Rajič, Chefredakteurin